

Rassauischer Anzeiger.

Kreisblatt für den Landkreis Wiesbaden.

Bezugspreis: bei sämtlichen Postanstalten
1/4 jährlich 81 Pfg. Bei freier Bestellung
ins Haus tritt die Postgebühr hinzu.
Erscheint 3mal wöchentlich
Dienstags, Donnerstags, Samstags.
Redakteur: Guido Seidler in Biebrich.

Wiesbadener Vorort-Anzeiger.

Anzeigenpreis: f. d. 6gespalt. Colonelle
oder deren Raum 15 Pfg., Reklamezeile 50 Pfg.
Redaktion und Expedition:
Biebrich a. Rh., Rathausstraße Nr. 16.
Telephon Nr. 41.
Rotations-Druck und Verlag der
Hofbuchdruckerei Guido Seidler, Biebrich.

Der Landkreis Wiesbaden umfasst die Städte Biebrich und Hochheim und die Landgemeinden Auringen, Bierstadt, Breckenheim, Dellenheim, Drieden, Eddersheim, Erbenheim, Flörsheim, Frauenstein, Georgenborn, Hefloch, Jglstadt, Kloppenheim, Massenheim, Niedenbach, Nauod, Nordenstadt, Rambach, Schierstein, Sonnenberg, Wallau, Weibach, Wied, Wildschaden.

Nr. 89.

Samstag, den 27. Juli 1918

Postfachkonto:
Frankfurt (Main) Nr. 10114.

18. Jahrgang

Amtlicher Teil.

Nr. 371.

Betr. Festsetzung von Erzeuger-, Großhandels- und Kleinhandels-
höchstpreisen für das Großherzogtum Hessen und den Regierungs-
bezirk Wiesbaden.

Unter teilweiser Abänderung der Preisfestsetzungen der Be-
kannmachung vom 12. Okt. 1917, hat die gemeinsame Preisfest-
setzungs-Kommission für das Großherzogtum Hessen und den Regie-
rungsbezirk Wiesbaden die Erzeuger-, Großhandels- und Klein-
handels-höchstpreise festgesetzt wie folgt:

Gemüsesorte:	1. Gruppe:		2. Gruppe:	
	Erzeuger- Preis:	Großh.- Preis:	Kleinh.- Preis:	Großh.- Preis:
1. Rhabarber	15	18	25	17
2. Spinat ungewässert	30	36	46	34
3. Erbsen	40	50	61	45
4. Bohnen				
a) Stangenbohnen	30	37	45	37
b) Buschbohnen	50	57	65	57
c) Wachs- u. Perl- bohnen	50	60	71	56
d) Sau (Puff)- bohnen	25	32	40	32
5. Möhren				
a) mit Kraut	10	15	20	15
b) ohne Kraut	23	30	35	35
6. Mören ohne Kraut	8	10	15	10
7. Karotten				
a) mit Kraut	20	26	32	26
b) ohne Kraut	35	42	50	42
8. Kohlrabi	20	26	32	26
9. Frühweißkohl	20	26	31	26
10. Frühwirsing	20	26	31	26
11. Frühzwiebeln				
a) mit Kraut	20	26	31	26
b) ohne Kraut	35	42	50	42
12. Mangold (Römisch)	20	26	32	24
13. Frührotkohl	30	38	45	35
14. Rote Rüben	10	14	18	13

Vorliegende Preisfestsetzungen beziehen sich auf das Pfund,
auch bei Mören und Karotten mit Kraut: Sie treten am Sam-
stag, den 27. I. Mitt., in Kraft.

Uebersichtstabelle der Höchstpreise werden nach dem
Reichsgesetz vom 4. August 1914 in der Fassung der Bekannt-
machung vom 17. Dezember 1914 (R. G. Bl. S. 516) mit Gefängnis
bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bis zu 10 000 M. bestraft.
Eine Uebersichtstabelle der Höchstpreise kann auch in unzutreffender
Sortierung erlitten werden.

Die Preise verstehen sich nur auf marktfähige Ware erster
Qualität.

Wiesbaden, den 22. Juli 1918.

Hessische Landesgemüsestelle (Verwaltungsabteilung).

Der Vorsitzende:

Werner, Regierungsrat.

Wiesbaden, den 22. Juli 1918.

Bezirksstelle für Gemüse und Obst für den Regierungsbezirk

Wiesbaden.

Der Vorsitzende:

Droge, Geh. Regierungsrat.

Wird hiermit veröffentlicht.

Wiesbaden, den 25. Juli 1918.

Ramens des Kreisausschusses:

Der Vorsitzende:

von Heimbürg.

Jr. II. G. 778.

Nr. 372.

Bekanntmachung.

Anzeigen über getragene Kleidungsstücke, die mit Pelz gefüttert
oder überzogen sind, fallen nicht unter das Verbot der diesseitigen
Verfügung Jg. Nr. 4574 vom 27. Oktober 1917.

Frankfurt a. M., den 18. Juni 1918.

Von Seiten des Generalkommandos.

Für den Chef des Stabes.

gez.: Krebs, Hauptmann.

Wird im Anschluß an die Bekanntmachung im Kreisblatt
Nr. 136 vom 15. November 1917 zur öffentlichen Kenntnis ge-
bracht.

Wiesbaden, den 22. Juli 1918.

Der Königliche Landrat.

von Heimbürg.

Nr. 373.

Die Magistrats- und Gemeindevorstände ersuche ich, unter Be-
zugnahme auf die Bekanntmachung in Nr. 77 des Kreisblattes vom
26. Juni d. J., betr. Abbruch von Schweinehaltungsverträgen
zu erhöhten Preisen, die Viehhalter nochmals nachdrücklich über
die gebotene Gelegenheit, sich einen vorteilhaften Abbruch von Schwe-
nen zu sichern, aufzufallen, Anmeldungen entgegen zu nehmen und
diese bis zum 2. August cr. hierher einzureichen.

Wiesbaden, den 25. Juli 1918.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses.

von Heimbürg.

Jr. II. G. 112/2.

Nr. 374.

Erinnerung.

Die Stadt- und Gemeindevorstände werden an baldige Einzahlung
der ersten Rate Kreissteuern für 1918 auf unser Bankkonto bei der
Rassauischen Landesbank erinnert.

Wiesbaden, den 25. Juli 1918.

Die Kreiskommunikations-

Fischer.

Bekanntmachung.

Der Regiermeister Julius Ulrich aus Biebrich ist von mir als
Untermissionär für den Getreidekauf aus der Ernte 1918 in
Biebrich bestimmt und ersuche ich die Getreidebesitzer, mit ihm in
Verbindung zu treten bezüglich der sofortigen Getreideabgabe bei
und nach dem Ausdruck.

Wiesbaden, den 19. Juli 1918.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses:

von Heimbürg.

Jr. II. Kornst. 4838.

Nichtamtlicher Teil.

Die Beurteilung der Widerstandsfähigkeit des Feindes.

Von Gen. d. Inf. Frhrn v. Freytag-Loringhoven,
Chef des Stellvertretenden Generalstabes der Armee.

Graf Joseph de Wavre will einst Sumorow gefragt haben,
was eigentlich eine verlorene Schlacht sei, und darauf die Antwort
erhalten haben: „Eine Schlacht, die man verloren glaubt.“ Prinz
Friedrich Karl hat dieses Wort aufgegriffen und knüpft daran die
Aussage: „Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft nur eine Schlacht,
die man verloren glaubt, an deren folgenden Tagen ein an Seelen-
kraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heere, statt sich
zurückziehen und geschlagen zu bekennen, Vitoria geschossen und
die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten.“ Der
Prinz hat am 16. August 1870 bei Monville dementsprechend ge-
handelt, indem er noch einen Abendangriff befahl, um dem Tage
den Stempel eines deutschen Sieges aufzudrücken. Friedrichs des
Großen Angriff bei Torgau war gescheitert, von dem gegen den
Rücken der Preußen angelaufenen Korps zogen wußte man nichts,
dennoch verweigerte der König nicht an dem Siege. Seiner Um-
gebung gegenüber sprach er sich am Abend dahin aus, daß der
Feind nicht geringere Verluste erlitten habe, als die preussische
Armee und ihm am nächsten Tage kein anderer Ausweg als der
Rückzug bleibe.

Das Wort von der verloren geglaubten Schlacht gilt heute von
der Dauerischlacht im Westen wie vom ganzen Kriege überhaupt.
Die eigene Lage kennen wir, die des Feindes nicht. Vor allem seine
feindliche Verfassung ist schwer zu beurteilen, schon weil im Kriege
von Anfang an jeder den Gegner über das Maß seiner Widerstand-
sfähigkeit zu täuschen sucht. Unsere Feinde suchen das in großem
Maße durch eine äußerst tüchtige und geschickte Propaganda zu
erreichen. Die Abwertung, in der sie uns erhalten konnten, ist
ihnen dabei zugute gekommen, indem sie unsere Gegenwirkung be-
hinderte. Wir dürfen uns durch die Ausstellungen aus dem feind-
lichen Lager nicht betören lassen. Mit dem bloßen Widerwillen
gegen die Lügenhaftigkeit unserer Gegner, so natürlich er ist, darf
es nicht sein Bewenden haben, vielmehr sollen wir die wirklich be-
deutenden Leistungen der Feinde ruhig anerkennen, der Wahrheit,
die sich aus ihrer Lügenpropaganda herauschält, entschlössen ins
Gesicht sehen. Dann ergibt sich, daß die feindliche Widerstandskraft
im Westen, wo die Entscheidung um unser Dasein als lebensfähiges
Volk ausgefochten wird, noch keineswegs gebrochen ist, daß Frank-
reich wie Italien unrettbar dem Willen der Angellassen ausgeliefert
sind. Die Furcht vor dem Ausgang des Krieges heißt Frankreich die
größten Opfer bringen. Jeder noch so geringe und vorübergehende,
in operativer und taktischer Hinsicht an sich bedeutungslose Erfolg
muß dazu herhalten, die schwindende Hoffnung auf einen völlig un-
möglichen Erfolg immer neu zu beleben, und wird ins Unge-
heuerliche aufgebauscht. Bei jedem Mißgeschick aber wird auf die
Hilfe Amerikas als nahe Rettung hingewiesen.

Diese Hilfeleistung ist zur Last geworden. Zwar sind die
amerikanischen Truppen mangelhaft ausgebildet, sie können nur
eingefügt in englisch-französische Verbände kämpfen, ihre Zahl, soweit
wirkliche Streiter in Betracht kommen, wird um das Doppelte über-
trieben, doch bilden sie immerhin einen, wenn auch weder voll-
wertigen noch vollständigen Ersatz für die bei den Franzosen und
Engländern im Laufe dieses Frühjahr eingetretenen Verluste.
Hierzu kommt, daß die heutige Bewaffnung auch einer minder-
wertigen und selbst einer geschlagenen Truppe eine weit größere
Widerstandskraft gewährt, als es ehemals der Fall war. Mit
raschen, entscheidenden Schlägen auf den ausgebeulten Fronten
durchgreifend zu liegen, ist gegen frühere Zeiten sehr erleichtert.
Allen das Maschinengewehr, das, von wenigen Leuten bedient, die
Feuerkraft zahlreicher Gewehre nicht nur ersetzt, sondern durch seine
zusammengesetzte Wirkung noch übertrifft, bereitet dem nachdringenden
Sieger alsbald immer wieder neuen Widerstand.

Das alles scheint auf den ersten Blick zu unserem Nachteil zu
sprechen, und so mögen manche Zweifel kommen, ob die gewaltigen
Schläge, die wir im Frühjahr und Frühommer dieses Jahres aus-
teilten, zum Ziele führen werden, ob nicht die weltpolitische und
weltwirtschaftliche Lage, die von jeder ausnahmslos zunehmenden
unserer Feinde spricht, es ihnen doch noch ermöglichen wird, über
allen deutschen Heldennut im Felde und zur See über und unter
Wasser, über alle in der Heimat erwiesene Standhaftigkeit unseres
treuen deutschen Volkes den Sieg davonzutragen. Und doch ist
solche Denkart in keiner Weise angebracht. So wenig wir uns
darüber täuschen dürfen, daß wir noch nicht am Ende von dem
stehen, was von uns gefordert werden muß, mag der Wunsch nach
Beendigung des Krieges noch so reger sein, so wenig haben wir
andererseits Anlaß, an dem treubien Glauben an einen deutschen
Endsieg irre zu werden. König Friedrich konnte am Abend des
blutigen Tages von Torgau so zuversichtlich sprechen, weil er der
Sieger in zahlreichen Schlachten war. Der Rückblick auf vier
Kriegsjahre und auf das, was durch unser gutes Schwert bereits ge-
wonnen ist, aber berechtigt uns sicherlich zu dem gleichen Vertrauen.

Die Anstrengungen, die England und Amerika jetzt machen,
vom Ozean aus wieder Einfluss auf die Geschicke Russlands zu
gewinnen, verdienen gewiß Beachtung. Unsere Machtstellung in
den Grenzländern des ehemaligen Österreichs und in der Ostsee
aber ist viel zu fest, als daß uns diese Frucht deutscher Offense wie-
der entzogen werden könnte. Vor allem aber fällt die Entscheidung
über alle Fragen des weiteren Umkreises im Mittelpunkt, das ist
in Nordfrankreich. Dort schwärmt sich das französisch-englische Heer
täglich in fruchtlosen Gegenständen um ein Ziel, das mehr als das
unfuge. Schon ist die Frage des Mannschaffes, wie unsere
Gegner bekennen müssen, bei ihnen brennend. Hierzu kommt ihr
gewaltiger Verlust an Kriegsmaterial, der Milliardenwerte dar-
stellt, nicht so bald zu ersetzen ist und finanziell unsere Feinde hart
trifft. Das Bild ihrer Finanzwirtschaft ist ohnehin trübe. Amerikas
Hilfsmittel dürfen nicht unterschätzt werden, aber unbegrenzt sind
sie auch nicht. Seine Kriegskosten sind bereits jetzt ungeheuer und
steigen in keinem Verhältnis zu dem Gekosten. Schon mehren
sich in England die Stimmen, die vor Optimismus warnen. Es
sind nicht Pazifisten, die sie erheben, sondern vor allem Militär-
kritiker, die bisher die Lage der Entente nur im rosigsten Licht
sahen. General Maurice äußerte erst jüngst Zweifel ob der Wirk-
samkeit der amerikanischen Waffenhilfe. Er wirft die Frage auf,
ob denn der Schiffsraum reichen würde, ein amerikanisches Heer von
einer Million und darüber dauernd mit Ersatz und allem Nötigen
zu versehen. Die Schiffsraumfrage ist in der Tat bei unseren Fein-

den brennend und wird es täglich mehr, dank der wackeren Arbeit
unserer Unterseeboote.

Hüten wir uns daher, auch nur vorübergehend den Glauben in
uns aufkommen zu lassen, die Weltischlacht könne verloren gehen,
damit nicht aus ihr eine wirklich verlorene Schlacht werde. Dazu
ist vor allem nötig, daß wir nicht selbst den Feinden Anlaß geben,
die Schlacht für gewonnen zu halten. Sie werden diese Ansicht fol-
len lassen, wenn sie unsere innere Front so unerschütterlich sehen wie
die im Stahlhelm draußen, wenn bei uns jeder, dessen Wort in die
Öffentlichkeit dringt, sich der Pflicht voll bewußt ist, dem Feinde
keinerlei Handhabe zur Entmutigung zu bieten. Dann, aber auch
nur dann, werden wir, wenn nicht jetzt, so doch in nicht ferner Zeit
den Feinden das Gefühl erwecken, daß ihnen der Sieg, wie sie ihn
erhofften, entglichen ist. „Das Gefühl, besiegt zu sein“, schreibt
Clauswitz, „ist keine bloße Einbildung, über die man Herr werden
könnte; es ist die evidenteste Wahrheit, daß der Gegner uns über-
legen ist, eine Wahrheit, die in den Urkräften so verankert sein konnte,
daß sie vorher nicht zu erschauen war, die aber beim Ausgang immer
klar und bündig hervortritt.“

Dieses Wort von Clauswitz bezieht sich zwar auf eine einzelne
Schlacht, es gilt aber, nicht anders, als das erwähnte Sumorowische,
zugleich vom Kriege überhaupt, somit auch von dem jetzigen Völker-
kriege. Das deutsche Volk kann seiner Sache gewiß sein. Hat seine
Siegeszuversicht auch mehr und mehr die Färbung sinkender Trophäen
angenommen, so braucht sie doch darum an der Schwelle des fünften
Kriegsjahres nicht minder rege und nachhaltig zu sein als in den
ersten Tagen freudiger Kriegsbegeisterung.

Die Kriegslage.

Der Donnerstag-Tagesbericht.

Abt. Amtlich. Großes Hauptquartier, 25. Juli 1918.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Zwischen Bucquoy und Hebuterne griff der Feind am Abend
unter starkem Feuer an; er wurde abgewiesen. Ebenso scheiterten
Versuche, die der Feind westlich von Albert und aus Mailly
heraus führte.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

An der Schlachtfeldfront zwischen Solles und Reims ließ die
Kampfkraft gestärkt nach. Kleinere Infanteriegefechte im Vor-
gelände unserer Stellungen. Südlich des Durcq und südwestlich von
Reims führte der Feind heftige Teilangriffe, die wir in Gegenständen
zurückschlugen.

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

In den Vogesen brachte bayerische Landwehr von einem schnei-
dig durchgeführten Unternehmen Segen zurück.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Der Landkrieg.

Abt. Berlin, 24. Juli. Auf dem nördlichen Kriegsschau-
platze vernichteten unsere Unterseeboote

13 000 Brutto-Registertonnen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Der Landkrieg.

Die Versenkung eines Riesendampfers.

Nicht „Waterland“, sondern „Justitia“.

Abt. Berlin, 25. Juli. Nachrichten der englischen und fran-
zösischen Presse zufolge soll der am 20. Juli von einem deutschen
Unterseeboot nordwestlich Irland versenkte Dampfer nicht der
Dampfer „Waterland“, sondern der 1917 in England fertiggestellte
22 400 Brt. große Turbinendampfer „Justitia“ von der White Star
Line gewesen sein. — Ehe zu dieser Meldung von der amtlichen
deutschen Seite Stellung genommen werden kann, muß erst die
mündliche Berichterstattung des beteiligten gewesenen U-Bootskom-
mandanten abgewartet werden. Den kürzlich über den Dampfer
„Waterland“ erfolgten Veröffentlichungen lagen funktentelegraphische
Nachrichten zu Grunde.

Weiter meldet aus London: Die „Justitia“ von der White Star
Line (32 000 Tonnen) (nach holländischen Angaben 35 000 Tonnen)
wurde am Samstag an der Nordküste von England torpediert und
ist gesunken. Das Schiff hatte eine Mannschaft von etwa 6 bis 700
Köpen. 11 Mann sind tot. Wie verlautet, wurden 10 Torpedo-
schiffe auf das Schiff abgefeuert, von denen vier durch das Geksch-
feuer des Schiffes unbeschädigt gemacht wurden. Reisende selbst sind
nicht umgekommen.

Haag, 25. Juli. Der Dampfer „Justitia“ ist der frühere
Dampfer „Statenem“, der Holland-Amerika-Linie; mit ihm ist
das zweitgrößte Schiff der Welt vernichtet. Der „Justitia“, der
frühere „Statenem“, fuhr für die White Star Line, nachdem das
Schiff von der englischen Regierung requiriert worden war.

Der 100. Luftflug der Marinejagdsieger.

Abt. Berlin, 24. Juli. Unsere in Flandern unter dem Be-
fehl von dem Leutnant zur See Sachsenberg stehenden Marinejag-
dsieger haben in den letzten Wochen 24 feindliche Flugzeuge abge-
schossen und damit seit Bestehen dieses Jägerverbandes (31. April
1917) ihren 100. Luftflug errungen. Leutnant zur See Sachsenberg
schloß seinen 16. und 17. und Leutnant d. R. Osterkamp seinen
16. Gegner ab. Hervorragend sind an dem Erfolge noch beteiligt
Hauptmann Heinrich und Hauptmann Jansen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Kleine Mitteilungen.

Die Auslegung des Brest-Litovsker Friedens.

Berlin. Seit einer Woche meißt eine Abordnung der
Sowjetregierung in Berlin, um mit der deutschen Reichsregierung
über die Auslegung des Brest-Litovsker Friedensvertrages Ver-
handlungen zu führen. Der Wunsch zu diesen Verhandlungen ist
von der Sowjetregierung in Moskau ausgegangen und er fand bei
dem Staatssekretär v. Kühlmann sofort sympathische Aufnahme. Die
Verhandlungen, die nach unter Leitung des Herrn v. Kühlmann be-
gannen und sehr weit gefördert wurden, stehen nunmehr vor ihrem
Abschluß und sie haben, wie wir hören, in ihren wesentlichen Pun-
ten zu einer Einigung geführt. (F. 3.)

Die Japaner will in ein Kloster gehen.

Stockholm, 25. Juli. Meldungen aus Moskau zufolge er-
hielt der Patriarch Ilkhonin von der früheren Zarln durch eine
frühere Hofdame ein Schreiben, worin der Patriarch ersucht wird,

Ihr und ihren Töchtern den Eintritt in ein Kloster zu ermöglichen. Die Jüdin schreibt weiter, daß sie von ihrem Gatten getrennt worden sei und nicht einmal bei ihrem kranken Sohne, der in Lazarett zurückgeblieben sei, habe bleiben dürfen. Eishomin habe bereits Schritte unternommen, damit dem Wunsche der Jüdin entsprochen werde.

Hege gegen deutsche Städte.

Der englische Hoge zeitigt manchmal besondere Blüten. Man stelle sich nur vor, daß die „Times“ am 19. Juli ihre Spalten zu folgendem Eingefandte hergibt: Die kommt es, daß unsere Hölzer bei ihren Angriffen auf deutsche Städte immer sorgfältiger Frankfurt vermeiden, obwohl es für sie am nächsten liegt, dicht bevölkert ist, mit Kriegsindustrie überfüllt ist und ein militärisches Zentrum von beträchtlicher Größe darstellt. Aber vor und über allem ist es die Wiege der internationalen Finanz, die Heimat jener vornehmsten Bankautoritäten, deren Rat unsere Herrscher in Fragen einzuholen pflegen, und man ist gut aufgehoben in seiner Majestät Geheimen Rat. Das sind vielleicht die Gründe, warum Frankfurt sich solcher Sicherheit erfreut.

Die Roosevelts im Krieg.

Nachdem Roosevelt vor kurzem seinen Sohn Quentin im Luftkampf verloren hat, ist jetzt ein anderer seiner vier Söhne, der Major Theodor Roosevelt, in Frankreich schwer verwundet worden. Dem Hauptmann Arch Roosevelt widerfuhr dasselbe Schicksal vor einigen Monaten, während er mit Roosevelt den Feldzug in Mesopotamien ohne Schaden überstanden hat.

Kernit ist vor etwa zwei Jahren britischer Untertan geworden, um als erster der Roosevelt-Familie in den Krieg gehen zu können. Roosevelt selber gedachte, an der Spitze einer Armee über den Rhein und durchs Brandenburger Tor zu ziehen, mußte sich aber in Washington mit seinem Begehre schnäbe abweisen lassen.

Paris, 24. Juli. Die beiden deutschen Fliegeroffiziere St. Kellen und St. Barchard, sind am 21. 5. 18 von einem Blitze über die feindlichen Stellungen nicht zurückgekehrt. Nach glaubwürdigen Aussagen deutscher Kolonnen sind die beiden Offiziere lebend in die Gefangenschaft der Bolschewiki geraten und von diesen nach bestmöglicher Wartung (wie Obrenobtschniden, Armeausrenten und Eingaben bis Brusthöhlen) schließlich erschossen worden. Die deutsche Regierung hat bei der russischen gegen diesen empörenden Vorgang nachdrücklichsten Protest eingelegt und strengste Bestrafung gefordert.

Eine Mahnung Hindenburgs. Im „Berliner Lokal-Anzeiger“ glüht der Kriegsberichterstatter Karl Roemer folgende Worte wieder, die der kaiserliche Generalfeldmarschall von Hindenburg im Großen Hauptquartier zu ihm gesprochen hat: „Sei wieder Kampfe und jetzt werden die, die zu Hause sitzen, heißer und heißer sein. Aber das Wort haben sie noch nicht gelernt und sollen nun doch wissen, daß nichts in der Welt so schwer rächt wie Ueberlassung. Die sich nicht die Zeit zu den besten Fundamenten ihrer Operationen nimmt. Zwischenpausen zwischen den Schlachten sind nötig, wie Zeiten der Sammlung zwischen den letzten Hildeleistungen nötig sind. Die gute Vorbereitung ist der halbe Erfolg, und eines sollten die Angehörigen zu Hause nie vergessen. Wir arbeiten hier nicht mit einer Maschine, bei der man sich sagen kann: mag sie am Ende kaputt sein, wenn mit der gewollte Leistung mit ihr nur noch schaffen. Wir arbeiten mit dem Heiligsten, was es gibt, mit dem Blut und dem Leben des deutschen Volkes. Unsere letzten Reserven werden die letzten arbeitsfähigen Männer die aus dem Felde heimkehren und den Friedensdienst wieder auf ihre Schultern nehmen, sein. Die wollen wir uns erhalten. Nicht als kaputte Maschinen wollen wir am Ziele stehen, sondern als hartes ungeschwächtes Volk, das heute die Waffen niederlegt und morgen schon aufbauen wird und schafft.“ Ein Ausruf des Kaisers. Bei der gleichen Gelegenheit führte der Kaiser ungefähr folgendes aus: Geld und Heimat sind die Träger einer einzigen prinzipiellen Front, die einen Willen hat und ein Ziel vor Augen hat. Dieses Ziel, das fern allen böswillig angelegten Gewissensbissen liegt, das nur die Erfüllung unserer Rechte auf eine freie ungehemmte Zukunft in friedlicher Gemeinschaft mit den anderen friedenswilligen Völkern dieser Erde sucht, nennen sie immanend. Auf die neue Schlacht kommt der Kaiser dann zu sprechen. Voll harten Ernstes sind seine Worte: Schweres liegt noch vor uns. Der Gegner weiß, daß dieser Krieg jetzt durch die Zeiten seiner Entscheidungen schreiten will und rafft noch einmal alle seine Kräfte zur Abwehr und zum Gegenstoß zusammen.

Tages-Rundschau.

Die Detachierung Kühlmanns.

In den Blättern rechtsprechender Parteirichtung ist die Aufstellung ausgeprochen worden, als ob sich der Rücktritt Kühlmanns unter absonderlichen Umständen vollzogen habe und als ob ihm die Anerkennung seiner Tätigkeit vorenthalten worden sei. Dazu bemerkt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: Diese Meinungen werden schon dadurch entkräftet, daß Herr v. Kühlmann inzwischen eine sehr hohe Ordensauszeichnung verliehen worden ist. Wenn man darüber hinaus feststellt, daß der Monarch anlässlich des Besuchs an den bisherigen Amtsinhaber kein Schreiben gerichtet hat, so erklärt sich das ohne weiteres daraus, daß derartige Schreiben an zurücktretende Staatssekretäre, die nicht gleichzeitig Mitglieder des preussischen Staatsministeriums sind, im allgemeinen nicht üblich sind.

Der bayerische Kriegsminister über die Lage.

Der „Berl. Lokal-Anz.“ meldet aus München: Die Beratung des Militärhaushaltes in der bayerischen Abgeordnetenkammer hat heute der Kriegsminister General der Kavallerie v. Hellendorff mit folgenden Worten eingeleitet: Noch ist das Ende des Kampfes nicht abzusehen. Es muß fortgekämpft werden. Je mehr die Zeit von uns fordert, desto mehr gilt es, das Trennende zu beseitigen, in harter Einigkeit zusammenzufassen und den Arm zu rufen, der noch diese wichtigen Schritte führen muß. Fern von unerlöstem Optimismus, aber auch fern von schwächlicher Schwarzseherei wollen wir in die Zukunft blicken. Wir können das hoffnungsvoll mit gutem Recht tun, wenn wir der bisherigen beispiellosen Taten unserer Truppen und der erfolgreichsten, zähesten Führung unseres Heeres gedenken. Wir werden es auch weiter schaffen, bis der Zweck des Krieges erreicht ist.

Huffarek österreichischer Ministerpräsident.

Wien, 24. Juli. Der Geheimrat Dr. Max Freiherr Huffarek v. Heimlein wurde zum Ministerpräsidenten ernannt.

Vermischtes.

Arbeitsbeschaffung für Kriegsbeschädigte.

Der während des Krieges herrschende Arbeitermangel machte es der Fürsorge verhältnismäßig leicht, Kriegsbeschädigte, gegebenenfalls nach Umschulung für einen neuen Beruf, in Arbeitsplätzen unterzubringen, die ihnen eine möglichst vollkommene Ausnutzung ihrer noch verbliebenen Arbeitskraft gestatteten. Die relative Einfachheit der Arbeitsverrichtungen in der Kriegsindustrie begünstigte dies in hohem Maße. Dennoch ergaben sich auch jetzt schon in einzelnen Bezirken Schwierigkeiten bei der Ueberführung besonders schwerbeschädigter Kriegsteilnehmer in das Erwerbsleben. Bei dem Uebergang zur Friedenswirtschaft wird das Problem der Arbeitsbeschaffung für Kriegsbeschädigte noch brennender in den Vordergrund treten, umso mehr, als dann die gefundenen Arbeitskräfte der heimischen Wirtschaft wieder zur Verfügung stehen werden, während andererseits die Zahl der Schwerbeschädigten sich noch beträchtlich vermehrt haben wird.

In den Verhandlungen des Reichstages am 22. Juni zum Haushaltsplan des allgemeinen Pensionsfonds, die sich mit wichtigen Fragen der Kriegsbeschädigtenfürsorge eingehend beschäftigten, nahm die der Arbeitsbeschaffung für Kriegsbeschädigte einen breiten Raum ein. Von den Rednern auf Parteien wurde betont, daß es nicht irgendwelche schätzenswerte Bedeutung hat, wenn darauf hin gearbeitet wird, daß der Kriegsbeschädigte den Rest seiner Arbeitskraft im Dienste der nationalen Wirtschaft wieder verwermet, sondern daß es im Interesse unseres Wirtschaftslebens ebenso wie in

dem der Kriegsbeschädigten selbst liegt, wenn ihre Arbeitskraft nutzbar gemacht und ihnen die Möglichkeit zu erwerbender Tätigkeit eröffnet wird — eine Erkenntnis, die wohl auch Gemeingut der Beschädigten selbst geworden sein dürfte.

Was nun den Kern des Problems, die Arbeitsbeschaffung selbst, anlangt, so gingen hier die Meinungen noch auseinander. Während auf der einen Seite ein geleglicher Einstellungszwang für die Unternehmer, zum mindesten für Schwerbeschädigte gefordert wird, glaubt man auf der anderen Seite ohne eine derartige Maßnahme auskommen in der Erwartung, daß das Unternehmertum eingeengt der sittlichen Verpflichtung hierzu freiwillig Kriegsbeschädigte in genügendem Maße einstellen werde. Der Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge, der sich mit dieser Frage schon länger eingehend beschäftigt hat, ist zu dem Beschluß gekommen, gelegliche Zwangsmassnahmen vorerst nicht zu verlangen, in der sicheren Erwartung eines genügenden Ergebnisses der freiwilligen Einstellung. Sollte die Freiwilligkeit versagen, so wird man auch dort ein Gesetz verlangen, das die Unternehmer verpflichtet, einen bestimmten Prozentsatz der vorhandenen Arbeitsplätze mit Kriegsbeschädigten zu besetzen. Auch die Arbeitnehmer- und Angestelltenorganisationen haben sich einmütig für einen geleglichen Einstellungszwang ausgesprochen.

Wenn sich demnach eine starke Strömung für Zwangsmassnahmen einstellt, so darf doch nicht übersehen werden, daß sich der Durchführung eines solchen Zwanges doch auch recht erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, auf die in den Reichstagsverhandlungen zum Teil hingewiesen wurde. Auch eine prozentuale Verteilung der Beschädigten auf die einzelnen Betriebe nach Maßgabe ihrer vorher sachmännlich festzulegenden Aufnahmefähigkeit dürfte immer Härten ergeben, ganz abgesehen davon, daß ein erzwungenes Arbeitsverhältnis durchaus keine Annehmlichkeit für beide Teile darstellt. Auch die Frage der Abgrenzung des geleglichen Zwanges dürfte nicht ganz einfach zu lösen sein. Hier scheint eine Beschränkung des Einstellungszwanges auf Schwerbeschädigte, also Leute, die über 50 oder 60 Prozent erwerbsbeeinträchtigt sind, die größere Mehrzahl der bisher vorkommenden gutachtlichen Feststellungen der für Zwangsmassnahmen eintretenden Richtung auf sich zu vereinigen.

Demgegenüber scheint ein Modus praktisch bedeutsamer und, da er den geschädigten Schwierigkeiten aus dem Wege geht, eher gangbar, den der Landesauschuß für die Kriegsbeschädigtenfürsorge im Regierungsbesitz Wiesbaden vorschlägt. Er fordert ein Gesetz, das die Arbeitgeber verpflichtet, alle für die Beschaffung mit Schwerbeschädigten geeigneten Stellen der Fürsorge zu melden und ihr zum Nachweis eines geeigneten schwerbeschädigten Bewerbers innerhalb eines bestimmten Zeitraums, etwa der gesetzlichen Kündigungsfrist, offen zu halten. Erst wenn die Fürsorge nicht in der Lage wäre, einen geeigneten Bewerber zu vermitteln, darf der Arbeitsplatz mit einer anderen Kraft besetzt werden. Die Feststellung und die Ausschaffung geeigneter Blätter durch die Unternehmer selbst und, wo die Freiwilligkeit versagen sollte, durch Sachleute aus den einzelnen Gewerben unter Mitwirkung der staatlichen Gewerbeaufsichtsbeamten zu geschähen. Streitfälle könnten durch Schiedskommissionen geschlichtet werden.

Auch dieser Modus sieht einen geleglichen Zwang vor, aber u. E. einen Zwang, der für alle Beteiligten, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, nicht von den unangenehmen Nebenwirkungen begleitet ist, die der andere Weg haben dürfte. Der Arbeitnehmer wird nie das Gefühl haben können, nur durch Zwang auf seine Stelle verpflichtet und dort nur gebuddel zu sein. Auch für den Arbeitgeber bedeutet das Gesetz nur einen Zwang, sich mit der Fürsorge zur Nachweisung eines geeigneten Bewerbers ins Benehmen zu setzen. Dieses Verfahren hätte vor anderen außerdem voraus, daß die Fürsorge ihre aus dem Gebiete der Arbeitsnachweises in langer Kriegszeit gesammelten praktischen Erfahrungen auch bei dieser so wichtigen Aufgabe verwerten könnte — ein Vorteil, der der Sache nicht zum Schaden gereichen dürfte. In industriellen Kreisen des Frankfurter Wirtschaftsgebietes bildet der besprochene Vorschlag augenblicklich den Gegenstand eingehender Erwägungen, und es kann wohl angenommen werden, daß diese zu einer Umsetzung desselben in die Praxis führen dürften.

Immer wieder: Die Banknoten auf die Kassen!

Vom Geheimen Finanzrat Batsia n.

In der Auslandspresse finden wir gelegliche Hinweise auf unseren Umlauf an papiernen Zahlungsmitteln (selbst in Ländern, die uns mit ihrem Notenumlauf weit in den Schatten stellen). Man kennt ja die dosartige Absicht: Unsere geldwirtschaftliche Gesundheit soll damit angezwungen, der Auslandskredit unterwühlt, der Erfolg unserer Kriegsanleihen verbunkelt werden. Wir im Inlande wissen, daß jede Note und jeder Darlehensschein ein wohlgedacht und über jeden Zweifel erhaben ist. Aber wir dürfen uns nicht fragen, ob die Bemerkungen im Ausland zureichend oder nicht zureichend, begründet oder nicht begründet sind, sondern wir müssen uns gegenwärtig halten, daß sie, wenn auch zu Unrecht, auf die Bewertung der deutschen Wirt — also auf ihre Kaufkraft — im Ausland einen schädlichen Einfluss ausüben. Ich habe das selbst erlebt. Man zerrt dort den Hinweis auf unseren Umlauf heran als vollkommenen Vorwand, wenn man den Wert drücken will. Nur theoretisch ist es so, daß der Kurs allein von dem Verhältnis der deutschen fälligen Forderungen zu den deutschen fälligen Zahlungsverpflichtungen abhängt. In Wirklichkeit treten noch andere Faktoren und allerhand Randvorfälle hinzu.

Aber nicht nur wirtschaftlich haben wir jetzt und für die Uebergangszeit mit ihren vorausgesetzten großen Geldumsätzen ersten Anlaß, Wandel zu schaffen. Es ist politisch m. E. von noch größerer Bedeutung, ob man unsere geldwirtschaftliche Verfassung, also unsere Kraft zum geldwirtschaftlichen Durchhalten anzuweisen und verteidigen kann oder nicht.

Hier wird nur eins helfen: Wir müssen dem Ausland eben diese Möglichkeit nehmen, auf den Umfang unseres Notenumlaufs verdächtigend und mit der Herabwürdigung hinzuweisen, daß wir den Krieg durch „Inflation“ (Notenbruderei) finanzieren, d. h. wir müssen diesen Notenumlauf einbüßern, ihn vor einem weiteren Anwachsen so gut als möglich bewahren.

Das geschieht dadurch, daß jeder einzelne sich davon entwirrt, Banknoten und Darlehensscheine über den nächsten Kleingeldbedarf hinaus dabei zu verwahren oder mit sich herumzutragen. Zahlen wir die entbehrlichen Beträge auf ein Bank-, Spar-, Sparkassen-, oder Postsparkonto ein, so werden sie frei für die Anlage in Reichspapieren, also frei für den Rückzug zur Reichsbank. So vermindert sich der von der Reichsbank und der Reichsdarlehenskasse auszuweisende Umlauf. Der Rückstrom macht wenigstens eine weitere Vermehrung dieser Zahlungsmittel über den jetzigen Stand hinaus nach Möglichkeit überflüssig.

Im Umfang von Milliarden können wir eine Besserung nur erzielen durch ununterbrochene, energische Auflösungen- und Werberarbeit. Mit ihrer Hilfe müssen wir es dahin bringen, daß jeder Vorkoch gegen diese Forderung wie eine gemeinschädliche Verführung am Vaterlande empfunden wird.

Rassauische Nachrichten.

Höchst, 24. Juli. Während andere Sterbliche 1 1/2 Pfund Wurst, d. h. wenn es auf geht, jetzt in 15 Wochen zu verzehren haben, erbielt der bei der hiesigen Kreisfängstelle beschäftigte wohlhabende Metzgermeister Heinrich Krebs von hier zum Frühstück und Mittagessen täglich 1 1/2 Pfund Wurst und außerdem noch 7 Mark. Das hinderte ihn aber nicht, in der Wurstmanufaktur in ausgebeuteter Weise Wurst zu treiben und fortzuschaffen. Im Juli vorigen Jahres wurde festgestellt, daß Krebs abermals einen ganzen Sad voll Wurst dem nahe dem Schlachthof wohnenden Althändler Goldner übergeben hatte, der sie ihm in die Wohnung bringen sollte. Zur Ausführung seiner Diebstähle wählte Krebs den grauen Morgen, lange bevor der sonstige Geschäftsbetrieb begann. In der heutigen Schöffengerichtssitzung bezog sich der Ankläger auf das Verhalten des Krebs, der trotz seiner tätigen Sonderfahndung noch stahl, als schändliche Habgier und beunruhigte gegen den Angeklagten 6 Monate Gefängnis. Der Verteidiger führte seinen Klienten damit zu entlasten, daß die Metzger doch das viele Fleisch- und Wursthessen gewohnt seien und daß Krebs wohl jedenfalls mit den

1 1/2 Pfund nicht gerecht habe, sodaß er sich an den Vorräten vergreifen mußte. Das Gericht verurteilte Krebs schließlich zu zwei Monaten Gefängnis und seinen Helfershelfer Goldner zu zwei Wochen Gefängnis. Das Urteil fiel deshalb so mild aus, weil dem Angeklagten weitere Diebstähle nicht direkt nachgewiesen werden konnten. Von großem Interesse war auch die Mitteilung eines Zeugen, daß noch heute die in der Kreisfängstelle beschäftigten Metzger täglich 1 1/2 Pfund Wurst zum Frühstück und Mittagessen erhalten.

Köppern i. T. In dem Wohnwagen des augenblicklich hier weilenden Karussellbesizers Ernst aus Anspach fiel in der letzten Nacht die brennende Petroleumlampe vom Tisch und explodierte. Dabei geriet die Frau des Besizers in Brand. Ehe Hilfe zur Stelle war, hatte die Unglückliche bereits schwere Brandwunden erlitten, daß sie nach kurzer Zeit verstarb.

Niederjochbach. Bei Nachforschungen nach einer Geheimschlächterei fand man in einem hiesigen Gehölz die Haut eines Pferdes (!), mehrere Kinder- und Kalberhäute und ausgegerbte Leder.

Obernurzel. Die Motorenfabrik hat im abgelaufenen Geschäftsjahr bei einem Aktienkapital von 450000 Mark einen Bruttogewinn von 2083163 Mark erzielt. Nach reichlichen Abzügen verbleibt ein Reingewinn von 1500543 Mark. Zur Verteilung kommen 40 Prozent Dividende. Ein gutes Geschäft für die Geschäftsführer.

Hornau. Als Mittwoch früh ein hiesiger Einwohner seinen beiden Schweinen das Frühstück servieren wollte, sah er zu seinem größten Schrecken, daß die Tiere über Nacht verschwunden waren. Eine große Bluttatze bewies, daß sie an Ort und Stelle abgeschlachtet wurden. Der Täter ist noch nicht ermittelt.

Sofenheim. Am 5. Juni d. J. wurde dem Steinmetz Johannes Wolf dahier der siebenste Sohn geboren. Die Taufpatenschaft des jungen Erdenbürgers hat der Kaiser übernommen.

Zeitgemäße Betrachtungen.

(Nachdruck verboten.)

Juni 3. Kriegsjahr.

Der Sommer strahlt durch Flur und Wald. — Im Felde reist der Erntesegen, — doch fern von Deutschlands Grenzen hallt — es wieder von gewaltigen Schlägen. — Da forgt der bleiche Schmitters Tod, — daß alle Erntefreude schweige. — Schon geht vom Feuer heiß umhau, — des Weltkriegs vierdes Jahr zur Reize! — Vier Jahre Krieg und immer noch — Wits weiter: Mars regiert die Stunde. — Er zwingt die ganze Welt ins Joch — und schlägt ihr manche schwere Wunde. — Vier Jahre schon hat der Veldorband — brutal verhöhnt Geseh und Recht, — vier Jahre schon heit er wutentbrannt — die Völker auf die Wirtelnähte. — Doch wie er auch um Freunde wirbt, — er konnte nicht sein Ziel erreichen, — der Freund im Osten ist zermüht, — Rumänien steht im Friedenszeichen. — Er hat das große Wort geführt — und hat gepöcht auf Wilsons Briefe, — doch desto mehr hat er verpöcht — die traistge deutsche Offensiv! — Doch England drückt sich, stört und schlaue, — weicht andrer Kriegslust zu erweisen, — drum ist die größte Wälderchau — vereintigt jetzt im Marneboden. — Vom Senegal sind Keger da, — zum Kampf gestellt sind Marokkaner, — und Wilson aus Amerika — entsandte Stout-Indianer! — So stürmen von Osten und West — von der Entente die Getreufen, — doch Hindenburg greift trotzig zu — und schlägt hinein mit Eisenkugeln. — Gewaltig tobt die Marnechlacht — ein Durchbruch schien dem Feind geboten — bis seine Front zusammenbrach — und Regionen zocht an Toten! — Der Feind erreicht trotz Wilsons nicht — sein Ziel, er ist auf falschen Wegen! — Wir aber leben mit Zuversicht — dem fünften Kriegsjahr nun entgegen! — Drum heimathier sei weiter noch — das Ausrat unser tapferer Streiter, — bis dieses Krieges schweres Joch — dem goldenen Frieden weicht!

Ernst Heiter.

Die Seemannsbrant.

Ein deutscher Seemann von G. E. Heit.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

15.

Salas y Gomez raget aus den Kluten. Des stillen Meeres, ein Felsen kahl und bloß. Verbrannt von spitzförmiger Sonne Glut, Ein Seelengestalt ohn' alles Gras und Moos, — Das sich das Volk der Vögel ausertor Zur Ruhstatt im bewegten Meereshoch.

Sie ruderten die ganze Nacht hindurch. Wenn Marie ermüdete, ergreif Grete die Riemen, die sie ebenfalls meisterhaft zu führen verstand. Reimers beschäftigte sich damit, aus einer Stange und einem alten Segelstück, das er in das Boot geklopft hatte, einen Mast mit einem Segel aufzurichten, was ihm auch gelang, so daß sie gegen Morgen unter einer frischen Brise, die im Süden auflief, sankt, aber rasch genug für ihr kleines Fahrzeug, dahinglitten. Da die Nacht kienemerkbar war, konnte man sich nach den Sternen richten, und auf den Rat Gretes steuerte man nach Osten, wo man hoffen durfte, auf ein Schiff zu treffen, das seinen Kurs nach dem Festlande nahm. Als der Morgen anbrach, blühten sie eifrig nach einem Segel oder den Rauchstreifen eines Dampfers aus. Aber es war nichts zu erblicken.

Wenn ich nur die nötigen Instrumente hätte, sagte Grete, dann könnte ich schon bemessen, wo wir uns befinden. Aber die „Rympe“ war ja so weit von ihrem Kurse verschlagen, und die letzten Tage wurden gar keine regelrechten Beobachtungen gemacht, daß ich im Unklaren über den Punkt bin, wo wir uns befinden.

Ich bin ein Dummkopf, brummte Reimers, daß ich daran nicht gedacht habe, die Instrumente mitzunehmen. Aber soviel ich von dem Kapitän gehört habe, befinden wir uns in der Nähe der Inselgruppe von Tahiti.

Dann wären wir sehr weit vom Festlande entfernt, sagte Grete mit feinem Seufzer.

Sehen Sie einmal da hinaus, Fräulein, rief Marie, die im Vordersteil des Bootes stand. Da fliegt eine Schar Möven, — da muß doch Land in der Nähe sein!

Die Möven trifft man sehr oft weit draußen in der See, Marie, auf sie kann man sich nicht verlassen.

Aber ich sehe da einen dunklen Punkt am Horizont, entgegnete Marie eifrig, es sieht mir fast wie Land aus.

Grete richtete ihr Fernrohr auf den Punkt, den Marie bezeichnete. Und plötzlich leuchtete es freudig in ihrem Gesichte auf.

Es ist die Spitze eines Felsens, sagte sie, Sie haben recht, Marie, — dort ist Land.

Hurra! rief Reimers, so sind wir gerettet! Freilich, Marie, nimm die Riemen! Wir wollen der Brise etwas zu Hilfe kommen.

Die wackere Frau ließ sich das nicht zweimal sagen. Kräftig legte sie sich in die Riemen, während ihr Mann das Segel handhabte und Grete am Steuer saß. Da die Brise jetzt etwas auffrischte, zog das kleine Fahrzeug nur so über die leichtbewegten Wellen.

Mit Spannung sah jeder von ihnen dem immer mehr aus den Kluten auftauchenden Felsen entgegen. Es wurde kein Wort gesprochen, aber ihre Herzen pochten lebhafter angesichts des Landes. Grete richtete öfter das Fernrohr auf den Felsen. Es war kein Zweifel mehr, man näherte sich einer Insel. Schon konnte Grete durch das Glas einzelne Bäume auf derselben erkennen. Nur noch Häuser suchte sie vergebens. Die Mövenschwärme wurden dichter. Mit schrillem Geffelsch näherten sie sich dem Boot, um dann pfeilschnell in der Richtung des Landes zu verschwinden.

Gegen Mittag näherte man sich demselben. Schon sah und hörte man die Brandung des Meeres an der steinigen, steil abfallenden Küste.

Es ist ein einsames Felsenland, sagte Grete, das Fernglas befeuerte legend. Menschliche Wohnungen kann ich nicht auf ihm entdecken; auch scheint die Vegetation nicht sehr üppig zu sein.

Einerlei, meinte Reimers. Wir werden doch endlich einmal wieder festes Land unter den Füßen fühlen. Und wer weiß, ob nicht auf der anderen Seite Menschen wohnen.

So wollen wir die Insel umfahren, sagte Grete. Hier können wir doch nicht landen, die Brandung zwischen den Kliffen und Felsen ist zu hart.

Man hatte sich der Insel von der Westseite her genähert, wo sie nichts als ein kahler, vielfach geklüffelter Felsen war. Jetzt fuhr man süblich um das kleine Eiland herum. Der felsige Kern desselben schloß sich hier ab, ein dichter Rasen bedeckte den Strand. Einzelne Palmen und Kokospalmen erhoben ihre Köpfe zu dem blauen Himmel. Leise murmelnd schlug das Meer an den flachen Strand.

Hier wollen wir landen, bestimmte Geste.
Nach kurzer Zeit trüffte der Kiel des Bootes auf dem Kies des Ufers und Reimers sprang an Land, um das Boot festzumachen. Gott sei Lob und Dank! rief er. Wir sind gerettet!
Auch Marie schlug vor Freude lachend die Hände zusammen. Grete konnte sich aber keiner Gedanken nicht erwehren. Gewiß, vorläufig waren sie gerettet; und auch Grete betrat mit einem Gefühl des Wohlbehagens das feste Land. Aber wenn dieses Land nicht bewohnt war, wenn es einsam in dem unendlichen Ozean, fern von dem gewöhnlichen Kurs der Schiffe lag, wie würde sich da ihr ferneres Schicksal gestalten? Würden sie ihren Lebensunterhalt auf dem einsamen Eiland finden? Und wenn sie sich auch kümmerlich von dem Eiern der Seevögel und dem Fischfang ernähren könnten, wie lange sollten sie hier in der weltabgeschiedenen Einsamkeit verbleiben? Sie dachte an die Kindergegenden von Robinson und an abenteuerliche Erzählungen von schiffbrüchigen Seelenten, die jahrelang auf einem einsamen Felsenlande gelebt hatten. Das schöne, schwermütige Gesicht Chamisso's von Salas y Gomez fiel ihr ein, und sie seufzte leise. Sollte ihnen ein ähnliches Schicksal bereiten sein? Doch sie unterdrückte vorläufig ihre Gedanken. Sie wollte die Freude ihrer Genossen nicht stören. Reimers und seine Frau hatten die Vorräte aus dem Boot ans Land gebracht. Da zeigte es sich denn, daß der umsichtige Koch für alle Fälle gefordert hatte. Ein ziemlich großes Stück Rindfleisch hatte er auf die Seite gebracht. Ein Sackchen Kartoffeln, Mehl und Brot, sogar verschiedene Konfektbüchsen mit Gemüse und ein Sackchen frische Bohnen. Ein Fäßchen Wasser und einige Flaschen Wein waren auch vorhanden.
Jetzt wollten wir einmal ein vergnügtes Mahl halten, Fräulein! sagte er fröhlich und begab sich sofort an die Zubereitung. Er war sehr vergnügt, auch Marie half munter bei der Arbeit und bald war unter einer Gruppe Kokospalmen alles bereit gelegt.
Waffen Sie es sich können, Fräulein! forderte Reimers seine schweigende Begleiterin auf, indem er einen zinnernen Löffelbecher mit Wein füllte. Wir sind vorläufig in Sicherheit, und für die Zukunft wird der liebe Gott schon sorgen.
Sie haben recht, Reimers, sagte Grete ernst, aber nicht unfreundlich, wir stehen auch hier unter seinem allmächtigen Schutz.
Und ein schönerer Platz für ein Picknick läßt sich kaum denken, sagte Reimers.
In der Tat war die Umgebung von solcher Schönheit, daß sie trübe Gedanken wohl vertreiben konnte. Nach Westen und Norden stieg die Insel zu einem hohen Felsen, den wohl einst ein Vulkan ausbruch aus der Meerestiefe emporgehoben hatte. Er fiel nach jener Seite schroff in die See ab, während eine Gruppe von Felsen und Klippen ihm vorlagerte, zwischen denen die Brandung schäumte und brauste. Im Süden und Osten hatte jedoch die Flut im Laufe der Zeit fruchtbaren Boden angeschwemmt, so daß hier ein breiter Strand entstanden war, den ein üppiger Pflanzenwuchs bedeckte. Kokospalmen und Bananen wuchsen über niedriges Gebüsch von großblättrigen Farne empor, ein weicher Grassteppich bedeckte den Boden. Die Wogen des blauen Ozeans brachen sich mit leisem, harmonischem Gemurmel am Strande, der hier ganz allmählich in das Meer verlief. Und über all das mochte sich ein wolkenloser, blauer Himmel, strahlte wärmend und leuchtend die Sonne des Südens, und ein leiser Seewind brachte willkommene Kühle. Tausende von Vögeln, Möven und andere Meerestiere bevölkerten den vielfach zerklüfteten Felsen, in den Gebüsch flatterten buntes gefiederte Kolibris und auf den Palmen wiegten sich schreiend die Papageien.
Ein paradiesischer Aufenthalt schien es zu sein, und doch war nirgends eine menschliche Wohnung zu entdecken.
War diese Insel denn ganz unbekannt? Das war nicht anzunehmen, nachdem die Südsee nach allen Richtungen hin durchsucht war. Wahrnehmlich war es, daß der Raum zu geringfügig für menschliche Wohnungen war oder daß das Inselchen zu weit ablag von dem gewöhnlichen Kurs der Schiffe. Denn so weit man auch den Blick hinauszuweihen ließ auf das Meer, nirgends eine zweite Insel, — nur der Ozean breitete sich in endloser Bläue aus, in dem sich der wolkenlose Himmel widerspiegelte.
Grete ward nicht mutlos. Sie sann darüber nach, ob man sich doch nicht lieber wieder dem Boot anvertrauen sollte, um zu versuchen, in die Nähe bewohnter Stellen zu gelangen. Mit Ausnahme der gelegentlichen und selten auftretenden Wirbelstürme herrschte in diesen Breiten fast stets gutes Wetter, führte doch das Meer davon seinen Namen: der stille Ozean. Sie studierte die Karte, welche sie mitgebracht hatte und kam zu dem Schluß, daß das Inselchen wohl zu der Gruppe der Mitchell-Inseln gehören könnte, welche allerdings selten von den Schiffen angelaufen wurden. Sie lagen abseits von dem gewöhnlichen Schiffswege nach Tahiti und den Handelsinseln und waren zu unbedeutend, um das Anlaufen zu lohnen. Aber vorläufig konnte sie nicht daran denken, Reimers und seine Frau zum Verlassen der Insel zu bewegen. Die beiden fühlten sich sehr wohl ganz zufrieden. Aus einigen Stangen, dem Segel, mehreren Decken und großen Bananen-Blättern stellten sie eine kleine Hütte her, welche für Grete und Marie zum Schlafraum dienen sollte. Reimers selbst behielt sich mit einer Decke, die er unter einem dreitägigen Baum ausbreitete. Das Klima war so mild, daß es keiner großen Schutzmaßregeln selbst für die kühler werdende Nacht bedurfte.
So verlebte man einige ruhige, idyllische Tage. Aber allmählich bemächtigte sich Reimers und seiner Frau doch einige Unruhe. Die Nahrungsquellen begannen auf die Reize zu gehen. Man mußte schon zu den Eiern der Vögel und den Früchten des Waldes seine Zuflucht nehmen. Außerdem mangelte es an einer ausreichenden Beschäftigung. Tag über am Strande sitzen und dem Spiel der Wellen zusehen, das wurde ihnen bald langweilig. Sie konnten sich nicht mit ihren eigenen Gedanken beschäftigen, wie Grete, die von ihren Erinnerungen zu selbst in Anspruch genommen wurde, um Vagareien zu empfinden.
Außerdem hatte sie ein Tagebuch begonnen, in dem sie nicht nur ihre Eindrücke der jüngeren Zeit, sondern auch ihre Gedanken und Empfindungen eintrug.
Reimers ging mit mürrischem Gesicht umher. Einigemal war es sogar zwischen ihm und seiner Frau zu recht heftigem Gezänk gekommen. Grete sah, daß ein längerer Aufenthalt auf dieser einsamen Insel ihnen allen zum Verderben gereichen mußte.
So geht es nicht weiter, Reimers, sagte sie zu diesem, nachdem er sich wieder einmal mit seiner Frau um eine Kleinigkeit entzweit hatte. Wir wollen von hier fort.
Ja, das ist leichter gesagt, als getan, entgegnete er mismutig. Haben wir nicht unser Boot?
Freilich, aber wohin sollten wir uns wenden? Es ist keine Kleinigkeit, sich in einer solchen Rücksicht auf den Ozean hinauszumachen, wenn nirgends Land zu sehen ist.
Ich bin jetzt so weit orientiert, entgegnete Grete furchtlos, daß ich glaube, die nächsten bewohnten Inseln erreichen zu können. Wir dürfen nur unseren Kurs nach Westen nehmen, dann müssen wir in einem Tage oder mindestens in zwei Tagen auf bewohnte Inseln stoßen.
Gut, wir wollen es versuchen. Hier mein ganzes Leben zu vertruuen, dazu habe ich wahrhaftig keine Lust. Nur müssen wir bis morgen warten. Die Wellen dort im Süden gefallen mir nicht.
Sie haben recht. Es scheint ein Gewitter im Anzuge. Wir wollen also ruhiges Wetter abwarten. Inzwischen sorgen wir, so gut es geht, für genügenden Proviant.
Ich werde eine Ladung Kokospalmen und Bananen einnehmen, sagte Reimers. Dann rief er seine Frau, und beide begaben sich in das Gebüsch auf die Suche nach neuen Früchten. Grete blieb allein am Strande zurück. Ihr Blick ruhte gedankenvoll auf dem kleinen Boote, das an einem Seil befestigt, sich leise auf der blauen Flut wiegte. Das kleine, im Vergleich zu dem unendlichen Ozean so winzige Fahrzeug war ihr einziges Rettungsmittel aus dieser erdrückenden Einsamkeit. Das kleine Ding sollte sie vielleicht über Hunderte von Meilen tragen, über den Abgrund des Meeres, durch Windstille und Stürme, in ihm lag ihr Leben, ihre Zukunft. Grete beschloß ein müßiges Herz und einen starken Willen. Die Rettung mußte versucht werden. Grete begab sich in das Zelt, um die Vorbereitungen für die Abfahrt zu treffen, indem sie ihre wenigen Habegegenstände, die sie vom Schiffe mitgebracht hatte, zusammenpackte. Ein Windstoß schaukelte durch die Kronen der Palmen und ließ das Meer schäumend den niedrigen Strand überfluten. Mit rasender Eile zog das Gewitter heran. Die Palmen bogen sich unter der Wucht des Sturmes, das Meer brüllte laut, prasselnd stürzte der Regen nieder. Grete verbarg sich in der Hütte. Reimers und Marie waren nicht zurückgekehrt. Sie hatten wohl im Walde zwischen den Felsen einen Unterschlupf gefunden. Aber ebenso rasch, wie das Gewitter gekommen war, zog es auch vorüber. Nach einer Stunde strahlte schon wieder der wolkenlose blaue Himmel auf die

See und die einsame Insel nieder, und nur das stärkere Tosen des durch den heftigen Wind aufgewühlten Meeres gab noch Zeugnis von dem vorübergebrachten Sturm. Grete trat vor die Hütte, um nach Reimers und Marie Ausschau zu halten. Ihr Blick schweifte unwillkürlich auf das sturmüberwühlte Meer hinaus. Da, — was war das? Sie sah, wie sie dachte, nur mühsam hielt sie sich aufrecht, — da sah sie, weit draußen, jenseits der kleinen Bucht, ihr Boot, — ihr einziges Rettungsmittel, auf dem bewegten Wogen hin und her schaukeln.
Sie flog zum Ufer. — Ein lauter Schrei entfuhr ihren Lippen. — Die Wellen hatten den Pfahl, an dem das Boot befestigt gewesen, und der wohl schon morsch war, aus der Erde gerissen und das Boot selbst mit hinausgetragen auf die hohe See.
Grete rannte auf die Knie und starrte verzweiflungsvoll die Hände nach dem immer weiter sich entfernenden Boote hinaus. Ihre letzte Hoffnung auf Rettung war dahin!
16.
Scharf ja das Auge in die Ferne schaut:
Schiff! Schiff! Schiff! schallt es laut.
Rundum tönt es hell und klar:
Schiff! Schiff! Vorüber die Gefahr.
Die „Helene“, der Küster des Herrn Wesseling, war ein tüchtiges kleines Fahrzeug, das, nach Art der englischen Dackten gebaut, schon manche weite Seefahrt unternommen hatte. Es flog mit seinen großen, gebührenden Segeln gleich der Seeschwabe über die Wellen dahin. Es vermochte auch infolge seiner festen Bauart und seines starken Kleis manchem Sturm zu trotzen. Es war eine Lust, mit ihr über den blauen Ozean zu fliegen, und Henning atmete ordentlich auf, als ihn wieder die frische Seebreeze umschauelte. Auch Wesseling's gute Laune kehrte zurück, und seine gutmütigen Scherze vermochten sogar auf Hennings ernstem Gesicht ein Lächeln hervorzuzaubern. Die Zuversicht, daß man die „Ramppe“ wiederfinden werde, kehrte zurück, da man auf den verschiedenen Inseln, die man anließ, keine Nachricht von dem Schwestern derselben erhielt. Sogar welche Spuren hätte man doch finden müssen, und so war die Hoffnung vorhanden, daß die „Ramppe“ doch den Sturm überstanden und sich in einen sicheren Hafen gerettet hatte.
Man hatte die Dürre- und Vitiakon-Inseln angelaufen. Man hatte die „niedrigen Inseln“ durchsucht und war fast bis Tahiti gekommen, ohne eine Spur der „Ramppe“ zu entdecken. Man sprach mehrere Schiffe an, aber weder Mannschaft noch Kapitän wußten Nachricht zu geben.
Jetzt befand man sich auf dem Rückweg und wollte nunmehr südlichen Kurs nehmen, um mehrere Inselgruppen in diesem Teile der Südsee zu besuchen.
Wenn wir da nicht auf das Schiff treffen, sagte Wesseling, dann kann es nur nach der südamerikanischen Küste zurückgekehrt sein.
Falls es nicht auf dem Grunde des Meeres ruht, entgegnete Henning traurig.
Ich denke, wir hätten wenigstens die Trümmer gefunden, tröstete Wesseling. Die Flut wirft die Wrackstücke stets an die Ufer der Inseln. Lassen Sie den Mut nicht sinken, lieber Bohnen! Bis hierher ist die „Ramppe“ jedenfalls nicht gekommen, sonst müßten wir irgendeine Nachricht von ihr erhalten haben. Also Mut und Hoffnung! Solange man lebt und atmet, soll man nicht verzagen.
Henning nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Er war dankbar für den ermunternden Spruch Wesseling's, aber er vermochte keine Hoffnung mehr zu hegen. Traurig und in sich gekehrt, sah er vorn im Bug des Küsters und sah teilnahmslos auf die blaue See hinaus, die in breiten Wogen heranrollte, schäumend sich überstürzte und in unendliche Fernen zu verschwenden schien. Er träumte. Und unwillkürlich schweiften seine Träume zur fernsten Heimat an den grünen Strand der Nordsee zurück. Er sah in den Fenstern des kleinen Elternhauses, von dessen Tür man einen weiten Blick auf die Nordsee genoss, die abendliche Sonne blinken, er hörte das Brausen der Brandung, das Klatschen des Windes in dem trockenen Segel, er vernahm das Rauschen der Kirchenglocken in der nahen Stadt — und wehmütige Sehnsucht nach der fernsten Heimat schlich sich in sein einsames Herz. Da war es ihm, als erhebe sich vor ihm eine schlanke, hagere, schwarzgekleidete Frauengestalt, deren traurige Augen fest und ernst auf ihn gerichtet waren. Er erkannte die Erscheinung, unwillkürlich streckte er die Arme nach ihr aus und rief: „Mutter!“ Da erhob sie ihre Hände, wie um ihn zu segnen. Um ihre Lippen schwebte ein gütiges Lächeln, dann war sie verschwunden.
Er atmete schwer. Hatte er geschlafen? Geträumt? Oder war ihm seine Mutter wirklich erschienen.
Verwirrt blickte er sich um. Da sah er in das lächelnde Gesicht Wesseling's.
Ja, Sie haben eben ein Nickerchen gemacht, sprach er. Was hat Ihnen denn geträumt? Sie haben im Schlaf gesprochen.
Ich habe geträumt? Und sah sie doch so deutlich!
Was haben Sie gesehen?
Meine Mutter!
Wissen Sie, lieber Freund, das ist ein gutes Zeichen! Wenn man seine Mutter im Traume sieht, kann das nur Glück bedeuten. Oder einen letzten Abschiedsgruß!
Negen Sie doch nicht so schwere Gedanken! Na, Theising, was gibts?
Ja, ja — ich weiß nicht, ob ich meinen alten Augen noch ganz trauen darf, aber es ist mir, als ob ich da im Süden ein Segel sehe. Es ist auch so merkwürdig, — es bewegt sich nicht von der Stelle!
Wo habt Ihr das Segel gesehen? — Theising bezeichnete die Stelle und Wesseling richtete sein Glas darauf.
Hm, meinte er dann, ein eigenartliches Segel! Na, Bohnen, schauen Sie einmal nach. Sie sind ein erfahrener Seemann und wissen das besser zu beurteilen, als ich.
Henning schaute lange durch das Glas, dann sagte er: Wir scheint es mehr eine Flagge zu sein, die auf einem erhöhten Gegenstand gehißt ist.
Was es sein, was es will, entgegnete Wesseling, wir wollen darauf zuhatten, um zu sehen, was es zu bedeuten hat. Soviel ich weiß, befinden wir uns in der Nähe der Mitchell-Inseln. Also, Theising, Kurs auf das weiße Ding zu!
Der Küster lenkte nach Süden ab und flog sehr nur so dahin vor der neuen Ost-Brise. Wesseling und Henning beobachteten unausgesetzt das vermeintliche Segel. Nach einer Weile sagte der letztere: Ich bin jetzt meiner Sache gewiß — es ist eine Flagge, und da, — jetzt können Sie es deutlich sehen! — Sie ist auf der Spitze eines Felsens angebracht!
Ich sehe es genau. Was kann das nur zu bedeuten haben?
Es scheint ein Notsignal zu sein.
Bohnen? — Bon Schiffbrüchigen?
Wiescheit!
Wenn es die Leute von der „Ramppe“ wären? Hennings Herz klopfte tüchtig. Sein Auge starrte nach dem weißen Flaggenzeichen, das sich von Minute zu Minute deutlicher vom Himmel abhob. Er vermochte kein Wort zu sprechen.
Theising, laßt alle Segel sehen! rief Wesseling. Kurs direkt auf den Felsen zu! Ihr seht ihn doch?
Ja, Herr!
Also vorwärts! — Vorwärts!
Die Wellen schäumten hoch auf am Bug, so rasch flog der Küster dahin. Der Wind saulte im Takelwerk und füllte die Segel, als ob sie zerplagen sollten. Aber alles an dem kleinen, tapferen Küster war fest und neu. Wesseling wußte, was er ihm zumuten konnte, und so ließ er alle Segel in ihrer vollen Breite entfalten, doch der Küster gleich einem Schwan mit windgeschwollenen Flügeln dahinglitt. Henning beobachtete unausgesetzt mit dem Glas vor den Augen den Felsen und die weiße Flagge. Seine Hände zitterten vor Aufregung. Gewaltig zwang er sich zur Ruhe.
Es sind Menschen auf der Spitze des Felsens — sie haben uns bemerkt! — sie winken mit den Tüchern — mein Gott, — zwei Frauen sind dabei!
Das Fernrohr entfalt seinen Händen. Wesseling hatte es ergriffen.
Sie sind es! — Bohnen, — ich glaube, Sie sind es! schrie er. Hurra! Wir haben Sie gefunden! Gebt ihnen ein Signal! Die Flagge ausgezogen, damit sie sehen, daß wir sie bemerkt haben!
Die Flagge flog empor. Von dem Felsen her antwortete ein heiliges Winken mit Tüchern. Immer mehr näherte sich der Küster dem einsamen Felsenland, das deutlicher stets aus den Fluten hervortauchte. Es war in der Tat die kleine Insel, auf der Grete mit ihren Gefährten eine Zuflucht gefunden hatte. Schreckliche

Tage hatten sie verlebt, seit die Wellen ihr kleines Boot fortgeführt. Reimers gedachte sich anfangs wie toll; er wälzte sich auf der Erde, er tobte und tobte, so daß Grete sich in ihr Zelt zurückzog, um nicht Zeuge dieser Rasterei sein zu müssen. Maria weinte und starrte verzweiflungsvoll dem verschwundenen Boote nach.
Als sich der Schmerz der Enttäuschung bei Reimers etwas gelegt hatte, trat Grete zu ihm, indem sie ernst begann: Ich habe nicht geglaubt, Reimers, daß ein Mann so ganz und gar den Kopf verlieren könnte.
Reimers schämte sich vor dem ernsten Mädchen. Verzeihen Sie mir, Fräulein Ewarfen, bat er. Aber das Unglück kam zu plötzlich. Was fangen wir nun an?
Wir richten uns so gut als möglich ein. Vielleicht fährt doch ein Schiff vorbei.
Da können wir lange warten.
Nun, wir leiden hier vorläufig keine Not. Nur die Zeit wird entsetzlich langsam vergehen. Aber es gibt da allerlei zu tun. Wir errichten eine feste Hütte, wir fischen und sammeln Früchte. Ihr sollt sehen, es wird gehen, nur darf man nicht verzagen!
Marie seufzte. Er ist so ungeduldig. Er ist eben an die Arbeit gewöhnt.
Sie sind gut, Fräulein Ewarfen, sagte Reimers belächelnd. Besser und stärker als ich. Ich will alles tun, was Sie verlangen.
Nun, so wollen wir sogleich mit unserer Arbeit anfangen, fuhr Grete fort, die uns vielleicht zu unserer Rettung dienen kann. Wir haben da noch ein Stück Segeltuch. Wir wollen es auf die Spitze des Felsens als Flagge aufpflanzen, so daß es weithin zu sehen ist. Vorüberfahrende Schiffe werden dann hierher steuern um zu sehen, was das Zeichen bedeutet soll.
Reimers war höchst erfreut über diesen Vorschlag. Seine rege Phantasie malte sich schon aus, wie ein Schiff ihr Küstlein bemerken und an der Insel anlaufen würde, um sie aufzunehmen. Der Aufstieg zum Gipfel des Felsens war mühsam genug. Aber endlich war die Höhe erreicht. Eine Stange wurde errichtet, und binnen kurzer Zeit flatterte das weiße Segel im Winde, ein weithin sichtbares Zeichen. Tagsüber hielt einer von ihnen Feis Wache bei diesem Zeichen, um etwa nahenden Schiffen Winke geben zu können. Doch Tage verstrichen, ohne daß sich ein Schiff sehen ließ.
Nun sah Grete auf dem Gipfel des Felsens und sah aufmerksam auf das Meer hinaus. Das Fernglas, das sie vorzüglich mitgenommen hatte, lag auf ihrem Schoß, und oftmals durchsuchte sie mit dem Glase den Horizont, ob sich nicht ein Segel zeigen wollte. Der Mut drohte ihr oftmals zu sinken, aber mit der ganzen Entschlossenheit ihres Charakters hielt sie sich aufrecht. Sie wollte den anderen nicht das kleinste Zeichen von Schwäche merken lassen. Und es gelang ihr auch, den Mut und die Hoffnung in den Herzen ihrer Gefährten lebendig zu erhalten.
Nächtlich war es ihr, als wenn weit hinten am Horizont ein weißes Segel aufblühte. Oder waren es nur die Silberzwirne eines großen Seevogels? Sie richtete das Glas auf den Punkt. — Freudige Hoffnung schwellte ihre Brust, es war ein Segel, es war ein Schiff, das mit raschem Kiel die blaue See durchsuchte. Sie rief ihre Gefährten und zeigte ihnen das Segel. Reimers jauchzte laut auf. Dann ergriff er ein Tuch und schwenkte es wie wahnfinnig in die Luft. Er schrie und winkte immerzu, bis ihm Grete begrifflich machte, daß das Schiff noch viel zu weit entfernt sei und die Inseln deselben sein Schreien noch nicht hören konnten.
Mit Jittern und Bangen, mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte man den Kurs des Schiffes.
Es kommt hierher! schrie Reimers außer sich. Man hat uns bemerkt.
Dort sei gelobt! kam es wie ein Stoßgebet über die Lippen Marias; und Grete stand schweigend dabei, sie hielt die Hände auf das stürmisch pochende Herz gepreßt.
Es ist ein Küster, sagte Reimers. Ein schmales, kleines Ding! Wie scharf es die Wogen durchsucht! Hurra! Jetzt zieht es die Flagge! — Die deutschen Farben! Man hat uns bemerkt! Dies ist der schönste Augenblick meines Lebens!
Er machte dem Schiffchen ein Zeichen, wie es zu steuern habe, um an den Landungsplatz der Insel zu kommen. Man schien ihn verstanden zu haben, der Küster lenkte ab, um den Felsen zu umfahren. Jetzt verschwand er hinter dem letzten Vorsprung.
Reimers und Marie eilten in großen Sprüngen den Berg hinunter. Langsam folgte Grete. Sie wollte sich zuerst fassen, sie wollte den Fremden nicht in ihrer stürmischen Aufregung entgegenstellen. Wer wußte denn, wer es war, und ob nicht neue Gefahren drohten?
So erreichte sie den Strand, auf dem Reimers und Marie aufgeregt hin- und herliefen. Und nur kurze Zeit dauerte es, da feuerte der Küster um die Landung und bog in die Bucht ein. Die Segel wurden gerafft, der Anker fiel in die Tiefe, wie ein ruhender Schwamm lag das schmale, kleine Fahrzeug auf dem tiefblauen Wasser.
(Fortsetzung folgt.)

Bermischtes.

Eine Indianergeschichte in Preußen.

Das Volkliche Telegraphen-Bureau meldet aus Oberhausen vom 23. Juli: In der vergangenen Nacht wurde ein Gitterzug auf der Fahrt Duisburg-Oberhausen von bewaffneten Räubern überfallen, die mit vorgehaltenem Revolver das Bahnpersonal zwangen, die Ausraubung der Wagen zuzulassen. Eine von Oberhausen mit Bahnbeamten abgegangene Hilfsmaschine gelangte an den Tatort, als die Räuber noch mit der Fortschaffung der Sacke beschäftigt waren. Reue Sacke wurden zurückgehabt. Die Sacke ist bisher nicht ermittelt. Solch ein bewaffneter Überfall auf einen in der Fahrt begriffenen Eisenbahnzug ist für unsere Verhältnisse ganz unerhört, und man sollte kaum glauben, daß eine solche Indianergeschichte, die sich bisher bei uns höchstens in der Phantasie unreifer Vurschen abgepielt hat, in dem Rechts-, Ordnungs- und Polizei-Eisat Preußen hat Wirklichkeit werden können. Hoffentlich gelingt es, die freche Räuberbande zu fassen und dann ein recht abschreckendes Beispiel aufzustellen. Vor allem aber wird man auf Mittel zu fassen haben, mit denen man der erfolgreichen Wiederholung solcher Raubüberfälle vorbeugen kann.

Berlin. Aus den Geschäftsräumen der Firma Quantmeyer und Cide in der Wilhelmstraße wurden in einer der letzten Nächte Teppiche im Werte von 140 000 Mark gestohlen. Die Diebe, offenbar gewerbsmäßige Verbrecher, die mit den modernsten Werkzeugen versehen waren, zer schnitten die eisernen Schutzgitter, kletterten die Sicherheitsklösser und drangen von der Straße aus in die Ladenräume ein. Es ist anzunehmen, daß die Täter versuchen werden, ihre wertvolle Beute auch in der Provinz an den Mann zu bringen. Auf die Wiederherbeschaffung hat die Firma eine Belohnung von 15 000 Mark ausgesetzt, für die Ermittlung der Täter eine Belohnung von 5000 Mark.

Eine Kraftübertragung von 110 000 Volt. Kürzlich wurde mit der Lieferung elektrischer Arbeit von dem Großkraftwerk Golsparn nach Groß-Berlin begonnen. Durch diese von der Kriegs-Rohstoff-Abteilung des Kriegsamt's ausgeführte Kraftübertragung ist ein Plan verwirklicht worden, der bereits vor dem Kriege viele Fachleute lebhaft beschäftigt hat. Veranlaßt wurde die Kriegs-Rohstoff-Abteilung zu diesem Werk durch die Notwendigkeit, besonders kriegswichtige Betriebe in der Elektrifizierung vorzuziehen. Durch die elektrische Übertragung wird eine Entlastung der Kohlenzufuhr nach Berlin um täglich 200 bis 400 Tonnen Steinkohle herbeigeführt. Die Länge der 110 000 Volt-Leitung beträgt 132 Kilometer.

Wie es in Norland steht, erzählt ein deutscher Bauer in den „Leipz. Revue-Rachr.“: „Viel gutes Vieh steht man hier überall. Trotzdem nehmen sie für ein russisches Pfund Butter (400 Gramm) immer noch 8 bis 12 Mark. Dabei brauchen sie nur 4½ Liter Milch für ein Pfund Butter. Deshalb wollen sie uns auch nie Milch verkaufen. Mit möglichst wenig Arbeit wollen sie hier viel verdienen — beinahe wie in Amerika. Hier legen sich die Bauern auch viel mehr auf die Viehzucht als wir, d. h. nicht auf „Zucht“, sondern nur auf die Fortpflanzung. Die Milch und Molkeprodukte sind ihnen rentabler als die Erzeugung von Mastvieh. Freilich: Für Mastvieh genügen die Weiden nicht. Dazu müssen sie Kunstdünger und Kraftfutter haben. Ihre üblichen Dicksuchen haben sie jetzt auch nicht, und Dünger nur wenig. Dingen macht viel Arbeit. Ihre Hoffnung ist immer, daß das ganze brachliegende Fünftel sich von

selbst wieder erholt. Deshalb sieht man auch noch keine Halm-,
wird auch kein richtiges Stroh. Es ist ein Jammer. Kurland
kann noch einmal ein reiches Land werden. Einstweilen sind nur
die Battenbarone reich. Hier wäre ein Feld, fürs Deutschland zu
werben! Die Regierung sollte mal mit einigen Mitteln eine En-
zahl tüchtiger deutscher Bauern hierher anziehen, damit sie Kultur-
wirtschaften errichten und den Letzten zeigen, was man bei richtiger
Behandlung ihren an sich ja fruchtbaren Boden abgewinnen kann.
Mehr Menschen! Das ist hier eine Hauptfrage."

Gefangenenbehandlung bei uns.

Wenn man die Aussagen unserer aus französischer Gefangen-
schaft entkommenen Soldaten liest, da wundert man sich immer von
neuem über die fast unmöglich erscheinende Grausamkeit, mit der
die Franzosen ihre wehrlosen Opfer behandeln. Und uns dichten
sie eben solche, wenn nicht noch grausamere Handlungsweisen an.
Es wäre zu wünschen, daß in Frankreich die Aussagen allgemeine
Verbreitung fänden, mit denen in Deutschland lebende gefangene
Franzosen ihren Feinden das Zeugnis edler Menschlichkeit aus-
stellen. — Der Zivilgefangene Ed. Michiels in Barroer, Kreis
Diepholz, schreibt in einem Briefe vom 24. 6. 18 an Frau Delos in
Charenton, Seine, unter anderem Folgendes: „Ich weiß nicht,
ob ich mit Ausgetauscht werde; mein Wunsch, Euch wiederzusehen,
ist riesengroß, obwohl ich den Leuten, bei denen ich seit bald einem
Jahre in Stellung bin, immer ein gutes Andenken bewahren werde,
denn sie behandeln mich wie einen Sohn und würden es sehr be-
dauern, wenn sie sich von mir trennen müßten.“

Bunttes Allerlei.

Röln. Das außerordentliche Kriegsgericht verurteilte den Tri-
seurgeschützen Weihen aus Aachen und seine Frau wegen Mordes
bezw. Beihilfe zum Tode bezw. acht Jahren Zuchthaus. Die Ange-
klagten erstreckten mit Aachen ihr zweimonatiges Kind. Der Arzt
hatte den Angaben der Mutter zufolge ein Attest auf Herzschwäche
ausgestellt. Die Frau erstattete nach zwei Monaten aus Eifersucht
selbst Anzeige.

Krefeld. Sein eigenes 2jähriges Kind verkaufen wollte in
Bergel ein Arbeiter an sohnendes Volk. Der Kaufpreis betrug
15 Gulden. Als die Behörde davon Kenntnis erhielt, wurde dieser
moderne Sklavenhandel in letzter Stunde nach verhielt.

Osnabrück. Das Kriegsgericht verurteilte den Proviantamt-
inspektor Klatner wegen großer Unterschlagungen von Konserve-
n, Tabak und Spirituosen zu 1 1/2 Jahren Gefängnis und Degradation.
Fünfzehn weitere Angeklagte erhielten kleinere Gefängnisstrafen.

Jena. In dem Disziplinarprozeß gegen Professor Dr. Max
Hentel, den Leiter der Universitätsfrauenklinik in Jena wurde
das Urteil der zweiten Instanz veröffentlicht. Das Urteil lautet: „Das
Urteil der Dienststrafkammer wird aufgehoben. Der Beschuldigte
wird freigesprochen.“ Die Voraussetzungen des Verfahrens fallen
der großherzoglichen Staatskasse zur Last.

Ein fahrläufiger Revolver treibt in Schlesien sein Unwesen. Er
„revidiert“, ob die Landwirte ihrer Butter-, Milch- und Eierab-
lieferungspflicht nachkommen, und „Uebernahmungen nimmt er
ab“. Butter und andere Erzeugnisse hat er gekostentwiese ange-
nommen und dafür die „Ablieferungsmengen ermäßigt“.

Treis (Sachsen). Beim Spielen mit einem französischen Zünder
explodierte dieser und zertrümmerte einen 13jährigen Jungen die linke
Hand und zerhackte teilweise das rechte Schenkel. Der Onkel
des Jungen hatte das Geschloß aus dem Felde mitgebracht.

Bielefeld. Eine kürzlich hier verstorbenen alleinstehende Dame
vermachte ihrem Dienstmädchen, das ihr 18 Jahre treu gedient hatte,
75 000 Mark und eine reiche Wäscheausstattung. Außerdem durfte
sie die glückliche Erbin eine Zimmereinrichtung und ein Gemälde
auswählen. Was die „gute Partie“ dann auch mit Verständnis tat.

München. Professor Hermann Schneider, Chefredakteur der
„Fliegenden Blätter“, ist heute in München im 72 Lebensjahr ge-
storben.

Die Luftpost Wien—Budapest ist wegen verschiedener Unglücks-
fälle bis auf weiteres eingestellt worden.

Aus Stadt, Kreis u. Umgebung.

Bielefeld.

Für die Angestelltenversicherung soll eine höhere
Einkommensgrenze gestiftet werden, da nicht nur die Kriegssoer-
hältnisse, sondern auch die Zeit nach dem Friedensschluß eine Ab-
änderung des Angestelltenversicherungsgesetzes zur zwingenden Not-
wendigkeit machten. Der Bundesrat habe sich bereits eingehend mit
der Angelegenheit befaßt und sei, wie der „Münchener Zeitung“ von
besonderer Seite mitgeteilt wird, zu dem Entschlusse gekommen, eine
Änderung in der Richtung vorzunehmen, daß eine zeitlich be-
schränkte Hinaufhebung der Einkommensgrenze für die Versiche-
rungspflicht zu erfolgen habe. Dem Bundesrat steht für eine solche
Änderung das Ermächtigungsgesetz zur Seite. Die Änderung
wird also nicht durch einen Beschluß des Reichstages, sondern lediglich
durch eine Bundesratsverordnung angekündigt werden und dadurch
die gefürchtete Wirksamkeit erhalten.

**Beurlaubung von Soldaten nach mehreren
Orten.** Die Soldaten wünschen lebhaft, daß sie Urlaub nicht für
einen, sondern für mindestens zwei Orte erhalten, da sie den
Wunsch haben, bei Heimaufurlaub nicht bloß die Frau, sondern
auch die Eltern auf Militärschein mit möglicher Beurlaubung
ausfluchen zu können, wenn sie an verschiedenen Orten leben. Nun
wird aber der Urlaub in der Regel nur für einen Heimatsort er-
teilt. Auf die Eingabe des Reichstagsabgeordneten Marquart gab
nun der Chef des Feldpostamts aus dem Großen Haupt-
quartier folgende Antwort: „Die frühere Abwicklung des Urlaubs-
verkehrs ergab eine störende Überfüllung der heimatischen Züge
des öffentlichen Verkehrs, insbesondere der D-Züge, wodurch die
Abwicklung des öffentlichen und des Güterverkehrs in nachteiliger
Weise beeinflusst wurde und sich Schädigungen des Wirtschaftle-
bens einstellten. Deshalb mußte der Urlauberverkehr ab 1. Juni
durch die Einführung der Urlaubers-Transportzüge geregelt werden,
wobei naturgemäß große Schwierigkeiten zu überwinden waren.
Die jetzige Handhabung des Urlauberverkehrs beginnt sich gut ein-
zuspielen; an ihrer Verbesserung wird gearbeitet. Hierzu gehört
als eine der für den Verkehr wichtigsten Punkte die (auch von
hieraus für durchaus erstrebenswert gehalten) Beurlaubung nach
mehreren Heimatsorten.“

**Postverkehr mit deutschen Kriegsgefan-
genen und Zivilverhafteten in Russland** durch Ver-
mittlung eines zwischen der Deutschen Hauptkommission und den
Unterkommissionen bestehenden Kurierdienstes. Um eine Nachrichten-
übermittlung zwischen Kriegsgefangenen und Zivilverhafteten einer-
seits und der Heimat andererseits zu fördern, hat das Deutsche Für-
sorgekomitee in Moskau eine Zentralpoststelle für die deutschen
Kriegs- und Zivilgefangenen und ihre Angehörigen eingerichtet.
Jedem Kriegs- und Zivilgefangenen ist es gestattet, zweimal monatlich
eine Postkarte nach der Heimat zu senden. Die Postkarte wird
durch Kuriergelegenheit seitens der in den einzelnen Bezirken tä-
tigen Fürsorgekommissionen der deutschen Hauptkommission in
Moskau zugeführt, und diese ihrerseits sendet die Post an die Post-
überwachungsstelle Berlin O 17, von wo aus die unmittelbare Zu-
stellung durch die Post an die Angehörigen erfolgen wird. In
gleicher Weise soll durch die Vermittlung der Rote-Kreuz-Bereine
und Hilfen für Kriegsgefangene Deutsche eine Nachrichtenübermit-
tung von der Heimat an die Gefangenen in die Wege geleitet wer-
den. Jedem Gefangenen darf zweimal monatlich eine Postkarte
von seinen Angehörigen geschrieben werden. Diese Postkarte ist bei
dem zuständigen Hilfsverein einzuliefern und die Rote-Kreuz- und
Hilfsvereine haben ihrerseits die Kontrolle darüber zu führen, daß
die zuständige Zahl von 2 Postkarten im Monat nicht überschrit-
ten wird. Die Postkarte muß außer der genauen Adresse des Ge-
fangenen deutlich die Bezeichnung des Gouvernements tragen, da-
mit die Verteilung auf die deutschen Fürsorgekommissionen ohne
Schwierigkeiten vor sich gehen kann. Briefe jeglicher Art, sowie
Pakete sind von dieser Beförderung ausgeschlossen. Ist der Adressat
der Postkarte nicht aufzufinden, so wird die Postkarte seitens der
betreffenden Fürsorgekommission vernichtet werden, weil eine un-
nötige Belastung der Kurier vermieden werden muß. Es sollte
deshalb von dieser Einrichtung erst Gebrauch gemacht werden, nach-
dem zuverlässige Mitteilungen über den Aufenthalt der betreffenden
Kriegsgefangenen oder Zivilverhafteten vorliegen. Diese Nachrich-

tenvermittlung ist lediglich als Ergänzung zu der allgemeinen Ge-
fangenenpost gedacht, welche nach Eröffnung des allgemeinen Post-
verkehrs zwischen Deutschland und Russland wieder aufgenommen
ist. Sie bezweckt, von den unzuverlässigen russischen Verkehrsver-
hältnissen unabhängig zu sein. Geeignete Botschaften können bei
den Rote-Kreuz-Zweigstellen entgegengenommen werden, wo im
übrigen auch die ausgeschriebenen Postkarten abzuliefern sind.

Der Erreger der spanischen Krankheit ist mit dem 1891
von Pfeister entdeckten Bazillus Influenzae. Dieser Ansicht gab
auch die kürzlich im Reichsgesundheitsamt stattgehabte Besprechung
nach Ausdruck. Jetzt konnte der Leiter des Frankfurter Königl.
Instituts für experimentelle Therapie, Prof. Dr. Kolle, bei überaus
zahlreichen Untersuchungen von Auswurf des Pfeisterischen Influen-
za-Bazillus nicht nachweisen. Dagegen fand er einen anderen
Krankheitserreger, dessen bakteriologische Eigenschaften er wie folgt
beschreibt: Es handelt sich nicht um einen Bazillus (ein Stäbchen-
gebilde), sondern um einen Kokkus (ein Kugelgebilde), der unter be-
sonderen Züchtungsmaßnahmen in langen Ketten, teils isoliert, teils
zusammen mit dem Pneumokokkus, dem Erreger der Lungenentzün-
dung, sich entwickelt. Professor Kolle hält die bisherige Ansicht, daß
die augenblickliche Seuche eine Influenza-Epidemie sei, für wider-
legt und erklärt, daß es sich hier vielmehr um sekundär infizierende
Bakterien handelt. Eine weitere Klärung der Frage wird mit den
den Kolleischen Veröffentlichungen in der „Deutschen Medizinischen
Wochenschrift“ wohl folgenden Meinungsäußerungen zu erwar-
ten sein.

Wiesbaden, 24. Juli. Heute tagte der Kreisaußschuß für
Jugendpflege für den Landkreis Wiesbaden. Die Beratungen be-
traten zunächst die Unterstützung der angeschlossenen Jugendver-
einigungen des Landkreises. Dann wurde die Einrichtung von
Jugendämtern beschlossen und ein Ausschuß gewählt, der den dies-
bezüglichen Gesetzentwurf prüfen und Vorschläge für ein Kreis-
jugendamt machen soll. Endlich wurden Beratungen gepflogen
über Berufswahl und Lehr- und Arbeitsstellen-Vermittlung im
Landkreis Wiesbaden.

Der Schneider Friedrich Schmidt, sein Schwager, der Ge-
legenheitsarbeiter Heinrich Wüst, beide aus Wiesbaden, der Ar-
beiter Pichajel und der Installateur August Dien, die beiden letz-
teren aus Biedrich, sind recht gefährliche Burschen, die zahlreiche
Vorfälle bereits auf dem Kerbholz haben. P. hat es, als ihm
der Boden zu heiß wurde, für gut befunden, sich aus dem Staube zu
machen, die drei anderen waren heute unter polizeilicher Eskorte
gegeführt aus dem Gefängnis vor der hiesigen Strafkammer vorge-
führt, weil bekannt geworden war, daß sie planten, sich gelegentlich
der Verhandlung, bei es auch mit Anwendung von Gewalt, die Frei-
heit wieder zu verschaffen. Außerdem war verurteilt, daß Wüst den
wilden Mann zu spielen beabsichtige. Diesmal werden den Leuten
zwei gemeinsam von ihnen verübte Verbrechen bezw. Tabakdieb-
stahl schuld gegeben. Während bezüglich des Wüsts, welcher ver-
sicherte, einen Nagel im Leibe zu haben und verlangte, daß dieser
zunächst entfernt werde, die Verhandlung auf Freitag vertagt
wurde zum Zwecke der Vernehmung eines Psychiaters bezüglich
seines Geisteszustandes, wurde Schmidt zu 2 Jahren 6 Monaten
Zuchthaus, abzüglich von einem Monat Untersuchungshaft, und
fünfjährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Diez zu 1 Jahr
Gefängnis verurteilt.

Wiesbaden. Die Teilnahme an der Beerdigung des dieser
Tage im Verufe ums Leben gekommenen Schumanns Böhmer
war eine starke, wie Wiesbaden sie selten gesehen hat. U. a.
nahmen die sämtlichen dienstfreien Schulleute und Beamte der Po-
lizeidirektion teil unter der Führung des kgl. Polizeidirektors
Kammerherrn v. Helmberg. Zahlreiche Kränze wurden an der
Bahre niedergelegt. Pfarrer Metz hielt die ergreifende Trauerrede.
Nordenstadt. Dem Lehrer Ph. Wittgen in Nordenstadt ist das
Verdienstkreuz für Kriegshilfe verliehen worden.

Frankfurt. Zehnfach als Zimmerbrand. Wegen der Ge-
winnung der für die Kriegführung notwendigen Lebensmittel, so
teilt die Kohlenstelle in einem Werkstoff mit, wird Kohle in großem
Umfang in Zehnfach umgewandelt. Der größte Teil der hierher
gelangenden Brennstoffe besteht daher aus Zehnfach. Für die
erste Verteilung von Zimmerbrand steht nur Zehnfach zur Ver-
fügung. Dieser kann als Ofenbrand in irischen oder flüssigen Ver-
wendung finden, vorausgesetzt, daß guter Zug vorhanden ist, was
meistens in den unteren Stockwerken zutrifft. Auch in anderen
Defen ist bei weitem nicht die Verwendung möglich. Die Luftzufuhr
muß immer von unten erfolgen. Der Zehnfach wird gewöhnlich
in großen Stücken geliefert. Vor seiner Verwendung in Defen
muß er zerhackt werden; die Stücke dürfen im allgemeinen nicht
über Kuhgröße hinausgehen. Der beim Zerhacken abfallende
Gries ist mit Kohlen vermischt im Küchenherd zu verwenden, nicht
etwa in die Zimmerheizung mit einzuschütten. Bevor der Koks in
den Ofen geschüttet wird, muß das Feuer mit Holz gut in Gang
gebracht und möglichst etwas Kohle aufgelegt werden. Wenn das
Feuer gut im Brand ist, hat das Auffüllen des Kokes zu erfolgen.

Gegen die Nichtbeachtung der Verbrennungsvorschriften
geht die Polizei, da alle Warnungen vielfach unbeachtet blieben,
zunehmend mit Bestrafungen vor. In der Zeit vom 22. Mai bis
20. Juli wurden bereits 320 Strafanzeigen erstattet. — Die von
dem Lebensmittelamt angestellten Kontrollpersonen zur Ueber-
wachung der Geschäfte haben in zahlreichen Fällen Preisüberschrei-
tungen beim Verkauf von Gemüse, besonders von Bohnen festge-
stellt. Innerhalb zweier Wochen wurden 90 Anzeigen bei der
Polizei erstattet.

Der Tornister mit Sped. Ein Landsturmann aus einem
benachbarten Ort erwartete am Bahnübergang des Mainzer Haupt-
bahnhofes die Dampfbahn, um nach Hause zu fahren. Seinen
Tornister, in dem sich 10 Pfund Sped befanden, legte er ab und
setzte sich auf eine der feineren Bänke. Als die Dampfbahn nahte,
stand er eiligst auf, um sich einen guten Sitzplatz zu sichern. In
der Eile vergaß er seinen Tornister mitzunehmen. Erst als die
Dampfbahn schon eine Strecke gefahren war, vermehrte er seinen
wertvollen Tornister. Schnell sprang er ab und lief zurück, doch
Tornister nebst Inhalt waren verschwunden. Seine Anzeige bei
der Polizei wird ihm wohl den kostbaren Tornister auch nicht mehr
zurückbringen.

Neueste Nachrichten.

Zur Wahlreform.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt unter der
Ueberschrift: „Wahlrecht und Landtagsauflösung“ am
Ende des Artikels: Ueber den augenblicklichen Stand der Wahl-
reformfragen besteht u. E. völlige Klarheit. Die Regierung hofft
zunächst noch darauf, daß die vorhandenen Schwierigkeiten sich auf
dem Wege der Verständigung lösen lassen. Sie wird darin durch
die Erwägung bestärkt, daß wohl keine Partei, auch die sozialdemo-
kratische nicht, den Wunsch hegt, es zu der Landtagsauflösung
kommen zu lassen, wenn es möglich sein sollte, die zugesicherte
Wahlreform auf eine Weise zustande zu bringen, die dem von außen
bedrohten Vaterland ernste politische Kämpfe in der Heimat erspart.
Darüber, ob diese Möglichkeit vorliegt, kann man natürlich ver-
schiedener Ansicht sein. Es hat aber umso weniger Zweck, jetzt
öffentliche Meinungsverschiedenheiten dieser Art zu erörtern, als
der Reichskanzler klar und deutlich bekundet hat, er werde, falls
seine Zuversicht auf Verständigung sich als trügerisch erweisen sollte,
unbedingt zu der Landtagsauflösung schreiten.

Frankfurter Vorfall.

Bern, 25. Juli. Die „Information“ schreibt: Vergessen wir
nicht die Macht des deutschen Heeres und die Erfahrung seiner
Führer. Dies furchtbare Instrument ist noch nicht zerbrochen. Die
„Humanität“ erklärt, man nenne die jetzigen Kämpfe die zweite
Marneschlacht. Hinsichtlich des Geländes und der Form des Ma-
növers mag diese Gleichstellung vielleicht hingenommen, aber im übrigen
sind die jetzigen Kämpfe wahrscheinlich das erste Stadium einer
Reihe von anderen.

Für Wilsons Ideen — gegen die übrigen Entente-Staatsmänner.
Bern, 26. Juli. Alfred Gaudener bespricht in seinem letzten
Sonntag-Artikel die Gegenoffensive an der Westfront und schließt
keine Betrachtungen im Sinne der Wilsonschen Völkerverbund-Idee.
Er lobt Wilson und tadelt die übrigen Staatsmänner der Entente.

Sie haben mit unterdrückten Stimmen gesprochen, sie haben sich in
Geheimverträge verwickelt, die dem alten Glauben angehören und
nicht dem neuen, wenn die Kriegslage vielversprechend schien, dann
benutzten sie eine militärische Phrasologie, manchmal sprachen
sie von einem Völkerverbund verächtlich, manchmal gönnerhaft, oft mit
höflicher Zustimmung, als ob sie nicht mit ganzem Herzen an eine
Lösung des Kriegszustandes glauben könnten. Man sieht mit großer
Unruhe mächtige Kräfte, die gegen die Politik des Präsidenten
Wilson wirken und die darauf hinarbeiten, nach dem Kriege die Welt
als ein bewaffnetes Lager aufzufassen und zu belassen.

Ungünstige Entausichten in England.

Rotterdam, 25. Juli. Im Oberhause erklärte Lord
Climon als Vertreter des Landwirtschafts-Departements, daß die
Enteuerungen in England weniger günstig geworden seien, als
man bisher angenommen habe. Es seien aber 39 Prozent Land
mehr mit Getreide bebaut worden, als im Vorjahre und die Ernte
werde wahrscheinlich eine Vermehrung von mindestens 12 Millionen
Hektoliter erfahren; dieses Mehr an Brotgetreide werde das Defizit
an Gerste und Hafer weit machen.

Belgien.

Berlin, 25. Juli. Generalleutnant Keim schreibt in der
„Deutschen Tageszeitung“: Wir haben es überhaupt nicht mit
einem jemals „selbständig“ gewesenen Belgien zu tun, sondern mit
einem Belgien, das von den Franzosen als Ostmark, von den Eng-
ländern als Südmart (siehe Kitchener) in Anspruch genommen wird.

Ein Friedensappell an König Albert von Belgien.

Brüssel, 26. Juli. Eine in Namur, dem Sitze der walloni-
schen Regierung erscheinende Tageszeitung veröffentlicht einen
offenen Brief an König Albert, in dem der Verfasser, General-
direktor Hennequin vom Unterrichtsministerium, im Namen seines
Volkes den König auffordert, die Friedensinitiative zu ergreifen.
Belgien sei am Ende seiner Kräfte. Der König dürfe deshalb nicht
länger zögern; er müsse Graf Hertings vermittelnde Formel: Rück-
erstattung Belgiens gegen die deutschen Kolonien und Zusage
der ungehemmten wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands ernst-
haft prüfen. Kein Mensch dürfe diese Formel ablehnen.

Die Entente und Russland.

Amsterdam, 25. Juli. Reuter verbreitet eine Mit-
teilung über den Abschluß eines Abkommens zwischen der Entente
und den Kurmanowjets, in der das Bestehen eines Vertrages zu-
gegeben wird. Reuter bemüht sich dabei, das Vorzeichen des
Kriegsgebietes von Russland, als einen selbständigen Akt der
Entente zum Wohle Russlands hinzustellen. Eine besondere Be-
achtung erregt diese englische Selbstlosigkeit durch die von den
Engländern vorgenommene Erhöhung des russischen Kommissars.
Reuter kündigt ferner an, daß die Entente die Tschedo-
Siowaken in Russland und Sibirien unterstützt, gibt also offen zu,
daß die Entente den Bürgerkrieg in Russland entfesselt und Rus-
land in ein neues Blutergießen stürzt.

Entschlüsse in der bayerischen Ernährungsfrage.

München, 26. Juli. Im Staatsministerium fand eine Kon-
ferenz statt, in der bezüglich des Fremdenverkehrs und der Ernäh-
rung ersteinstufige Dinge mitgeteilt wurden. Allein im letzten
Vierteljahr seien hunderttausende Kinder heimlich geschlachtet wor-
den. Mit dem Frühdruck wurde in vielen Teilen Bayerns be-
gonnen.

Der Tauchboottkrieg.

Berlin, 25. Juli. Im Mittelmeer haben unsere U-Boote
vier Dampfer von rund
13 000 Brutto-Register-Tonnen
versenkt.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Ueber die durch den U-Boottkrieg entstandenen ersten Verluste
klagte in der Generalversammlung der Comandante der Präsident
dieser bedeutendsten englischen Schiffahrtsgesellschaft. Der im letzten
Geschäftsjahr angerichtete Schaden belaufe sich auf rund 70 Mil-
lionen Mark. Einen Begriff von dem Werte der untergegangenen
Ladungen erhält man aus der Nachricht, daß der kürzlich an der
amerikanischen Küste torpedierte, von Südamerika kommende nor-
wegische Dampfer „Windeggen“ (3167 Brutto-Register-Tonnen) eine
Kupfer- und Wollladung im Werte von rund 30 Millionen Mark
an Bord hatte.

Der Freitag-Tagesbericht.

Abt. Amtlich. Großes Hauptquartier, 26. Juli.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.
Südlich von Albert schlugen wir einen englischen Tealangriff
zurück und machten im Gegenstoß Gefangene. Erfolgreiche Vor-
stöße unserer Erkundungsabteilungen an vielen Stellen der Front.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.
Auf dem Schlachtfelde zwischen Alene und Marne wurden
heftige Tealangriffe des Feindes teils vor, teils in unserem Kampf-
gelände abgewiesen. Weiter südlich des Durcq dauerten die Kämpfe
bis zum Abend an. Hier warfen wir nördlich von Dailly le Chateau
den Feind aus seinen vorderen Linien. Westlich des Ortes und süd-
lich des Durcq schlugen wir im Gegenstoß die feindlichen Angriffe
ab. Auch westlich von Vincelles (an der Marne) wurde der Feind
im Walde von Als nach heftigen Kämpfen vor unseren Linien ab-
gewiesen.

Südwestlich von Reims kämpften wir das Waldgelände west-
lich von Vignas und schlugen heftige Gegenangriffe weißer und
schwarzer Franzosen zurück.

In der Champagne griff der Feind zwischen dem Sulpes-Tal
und Souain am frühen Morgen an; er wurde im Gegenstoß abge-
wiesen.

Im Luftkampf verlor der Feind gestern 28 Flugzeuge und 1
Fesselballon.

Leutnant Freiherr von Richthofen errang seinen 30., das Jagd-
geschwader Richthofen damit seinen 500. Luftsiege. Leutnant
Ewenhardt schoß seinen 44., Leutnant Bittl seinen 27., Leutnant
Voll seinen 26. und Oberfeldwebel Thom seinen 23. Gegner ab.
Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Betr.: Wollablieferung.

Zum Aufkauf der Wolle von Schafhaltern mit
weniger als 30 Schafen sind Bezirksaufkäufer bestellt
worden. Von den Bezirksaufkäufern sind Sammel-
stellen errichtet worden.

Sammelstelle für den Kreis Wiesbaden ist die
Firma

Gebrüder Kohn, Schierstein.

In diese Sammelstellen sollen die Schafhalter ihre
Wolle zur Abschätzung durch den Bezirksaufkäufer lie-
fern. Der Bezirksaufkäufer kauft diese Wolle gegen
eine Provision für die Wollablieferung Aktiengesell-
schaft, also nicht für seine Rechnung; er ist angewiesen,
für das rohe, ungewaschene Produkt den höchsten
Preis zu zahlen unter Zugrundelegung des für ge-
waschene Wolle festgesetzten Höchstpreises.

Bezirksaufkäufer ist die Firma

A. H. Guggenheim & Co. m. b. H., Frankfurt a. M.

Jeder Abnehmer von Wolle erhält einen Ab-
lieferungsschein. Auf demselben ist genau vermerkt,
welches Quantum Strickgarn zum Preise von M. 6.—
per Pfd. er gegen die abgelieferte Wolle von der
Kriegswollbedarf Aktiengesellschaft erhält.

Kriegswollbedarf Aktiengesellschaft

Berlin SW. 48, Berl. Hedemannstr. 1.